

Lutz Schumacher

Eigentlich wollte ich doch nur einen Toaster

Bin ich zu blöd, oder liegt's an der Technik?

Inhalt

- 1 Aufstand der Geräte: Zum Verzweifeln: Eine Koalition aus Kaffeemaschine, Dusche und Kühlschrank erklärt mir den Krieg
- 2 Friedhof der Ladekabel: Wie sich meine Wohnung langsam in ein Zwischenlager für Elektronikschrott verwandelt
- 3 Das Leichenschauhaus: Haushaltsgeräte, die nach einmaligem Gebrauch leider in der Versenkung verschwanden
- 4 Im Vollwaschgang: Trotz Stromspar-Siegel: Wie mich Spül- und Waschmaschine terrorisieren
- 5 Allein unter Monstern: Dank Technik sparen wir immer mehr Zeit. Aber was machen wir jetzt damit? Ein Ausflug in die digitale Unterhaltungswelt
- 6 *My car is my castle*: Alles über den ersten Ölwechsel, die Vorzüge moderner Autoelektronik und einen gerade noch so vermiedenen Kolbenfresser
- 7 Wenn das Handy dreimal klingelt. Nicht nur E.T. muss mal nach Hause telefonieren
- 8 Ich glaub, mich tritt ´ne App: Tablet-PCs und Smartphones krepeln unser Leben um. Aber sind wir sicher, dass wir das auch wirklich wollen?
- 9 Ich will doch nur kopieren: Mit immer seltsameren Servicedienstleistungen kämpft die Kopierautomatenbranche um Marktanteile – mitten in Ihrem Büro!
- 10 Endstation Rechner: Warum Ihr Rechner so ist, wie er ist
- 11 Auf der Suche nach dem Heiligen Gral: Können soziale Netzwerke und andere Grausamkeiten helfen, wenn ich schwer krank bin oder aber an der unlösbaren Milchfrage verzweifle?

12 Am Schluss: War es in der Höhle wirklich so schlecht? Eine Bestandsaufnahme

Dank

1

Aufstand der Geräte

Zum Verzweifeln: Eine Koalition aus Kaffeemaschine, Dusche und Kühlschrank erklärt mir den Krieg

Neulich war es endlich so weit. Meine Kaffeemaschine übernahm die Herrschaft in meinem Haushalt. Es war kein blutiger Putsch, kein triumphaler Einmarsch – mehr eine schleichende Machtergreifung nach einem stressigen Arbeitstag. Jetzt einen schönen Cappuccino mit frisch geschäumter Milch, dachte ich noch unbesorgt, als ich müde die Wohnung betrat und meine Aktentasche in die Ecke pfefferte. Pfeifend füllte ich den Wasserbehälter und montierte das Milchgefäß vor den für teures Geld erstandenen Espresso-Vollautomaten. Dann der Klick auf den An-Schalter.

„Automatische Reinigung startet“, informierte mich das Display knapp, und die Maschine brummte vor sich hin, während sie braunes Wasser in das eilig von mir hingeschobene Glas sprudelte. „Bereit“, meldete sie sich schließlich, scheinbar sehr dienstbeflissen. Kaum hatte ich jedoch die Cappuccino-Taste gedrückt, beziehungsweise die Tastenfolge, die ich die Woche davor nach halbstündigem Studium der Bedienungsanleitung als korrekt ermittelt hatte, begann der Umsturz: „Abfallbehälter leeren!“, verlangte der Metallklotz und ignorierte meinen erneuten Versuch, die Cappuccino-Kombi zu drücken. Mit gerunzelter Stirn schraubte ich das Milchreservoir wieder ab und öffnete die Verkleidung, um den Abfallbehälter zu leeren, in den der Automat nach jedem Mahl- und Brühvorgang ein „Plätzchen“ aus gepressten

Espressoesten ablegt. Es überraschte mich nicht, dass der Behälter gerade einmal halbvoll war.

Geschafft. Behälter wieder einsetzen. Verkleidung wieder schließen. Milchkanne wieder dranmontieren. Stirn wieder runzeln. Startkombination wieder eingeben. Warten. Gähnen. Warten. „Entkalkungsprogramm startet“, erklärte die Maschine nach einer geraumen Weile. Ein roter Knopf leuchtete auf. Das Display befahl: „Entkalkungsmittel zugeben!“

Ich hatte keine Lust mehr auf Kaffee und drückte den Aus-Schalter. Das Gerät fiepte. Es ließ sich nicht ausschalten. Ich schaute umher. Wo hatte ich bloß das blöde Entkalkungsmittel hingetan? Stimmt, in den braunen Küchenschrank! Aber hatte ich es nicht unlängst verbraucht? Und nicht nachbestellt? Siedend heiß fiel mir das jetzt ein, während ich unruhig zwischen Schrank und Automat hin und her blickte. Es war ein alter Kaffeefullautomat, ohne Internetzugang, sonst hätte er vielleicht auch ohne mich eine Bestellung von acht Packungen „Kalk-Patrol forte plus“ ausgelöst. Offenbar war diese Maschine besonders empfindlich, was Kalk anging. Ich hatte das Gefühl, dass sie am liebsten nach jeder Benutzung entkalken wollte, so wie viele Menschen bei jedem Duschen ein Peeling verwenden.

Mit einem Glas Leitungswasser – was ja auch irgendwie lecker ist – setzte ich mich stöhnend an den Küchentisch. Wahrscheinlich würde das Kaffeebiest sich irgendwann später abschalten. Das hoffte ich wenigstens. Denn dann könnte ich zu McDonald's gehen. Vielleicht würde es ja dort mit dem Heißgetränk klappen ...

Die Menschheit gibt es eigentlich schon recht lange, genau gesagt mindestens 2,6 Millionen Jahre, wenn man einschlägigen Ausgrabungen und Untersuchungen Glauben schenken darf. Die

meiste Zeit davon haben die Menschen in der Steinzeit gelebt. Das bedeutet: Mehr als 80 000 Generationen von Menschen – der Älteste davon wäre vermutlich Ihr 80 000-mal-Ur-Opa – sind ohne die Segnungen der modernen Technik ausgekommen. Sie sind sogar fast ohne alles ausgekommen, die ersten zwei Millionen Jahre gab es nämlich außer Faustkeilen praktisch nichts. Nein, nicht mal einen elektronischen Nasenhaarepilierer, der tauchte erst viel später auf – falls sich die Wissenschaft hier nicht fundamental irrt. Für uns moderne Menschen, die beim Gedanken an eine kalte Höhle zu schaudern beginnen und sich erst recht bei der Vorstellung irgendwelcher Typen gruseln, die mit Faustkeilen oder Keulen aufeinander einprügeln, ist das bestimmt schwer vorstellbar.¹

Auf die Steinzeit folgten in Europa ab circa 5000 v. Chr. laut Geschichtsbuch noch die Bronzezeit, die Eisenzeit, das Altertum sowie das Mittelalter, bevor dann die sogenannte Neuzeit anbrach. Für die Jüngeren unter uns und für die Wähler der Piratenpartei endete die Steinzeit allerdings erst Mitte der neunziger Jahre mit dem Aufkommen des Internets. Es ist sicherlich Ansichtssache, aber als Angehöriger der letzten Prä-Internet-Generation vertrete ich dagegen die altmodische Auffassung, dass es zwischen Faustkeil und Fotohandy noch zwei, drei nicht ganz unwichtige Zwischenphasen gab. Man kann das etwa am Werdegang der Wasserversorgung ausmachen: Die Steinzeithöhle hatte in aller Regel keinen Wasseranschluss, es sei denn, es floss zufällig ein Bach in nächster Nähe vorbei. Im Grunde bestand aber auch keine

¹ Andererseits: Sind Sie schon einmal beim Kickboxen gewesen? Oder wie ich neulich hinter einem Müllwagen hergefahren? Nein? Schade, sonst hätten auch Sie den Mülltonnentleerer mit dem glatt rasierten Schädel und den beiden in den Nacken tätowierten SS-Runen sowie seine gewaltigen Oberarme bewundern können. Ich bin todsicher, in der Steinzeit hätte der Typ meinen Anteil am Mammutbraten auf jeden Fall bekommen ...

Notwendigkeit für fließendes Wasser, weil es weder beim Grunzen noch Schlagen oder Jagen irgendwelche Vorteile brachte. Im Mittelalter wiederum holte man Wasser aus einem Brunnen auf dem Dorfplatz, gebadet wurde, wenn überhaupt, im Holzzuber. Erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts, fast 7000 Jahre nach dem letzten Urschrei, wurde in Mitteleuropa eine einfache, auf Rohrleitungen basierende Trinkwasserversorgung eingeführt. Interessanterweise war Magdeburg eine der ersten Städte, in denen man nicht mehr nachts zum Brunnen laufen musste, wenn ein „Brand“ zu löschen war. Diese Trendsetter-Stellung hat die Stadt danach irgendwie verloren.

Egal. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Warmwasserversorgung langsam Standard, es gab zwei Hähne, einen für kaltes und einen für warmes Wasser, das aus einem Heizkessel kam. Man hatte also die Wahl zwischen Erfrieren und Verbrühen. Nur in der Badewanne konnte man die Wasserquellen angenehm vermischen. Der Durchbruch, für manche auch das wahre Ende der Steinzeit, erfolgte in den siebziger Jahren mit der Mischarmatur, auch Mischbatterie genannt. Endlich lauwarmes Wasser! Und endlich ein umfangreiches Beschäftigungs- und Investitionsprogramm für die damals am Boden liegende Installationsbranche. Mischbatterie! Da hätte der Steinzeitmensch blöd geguckt. Und was hätte er erst zu dem Hotelzimmer in Hannover gesagt, das ich unlängst bewohnen durfte? Das Zimmer verfügte über einen Dushraum, in dem die Armaturen komplett fehlten, wie ich im morgendlichen Halbbewusstseinsnebel feststellen musste. Ungeduscht rief ich die Rezeption an und musste mich von einer Auszubildenden lachend belehren lassen, dass ich so was von hinterm Mond sei. Ich sollte mal das kleine Display links neben dem Einstieg zur Dusche anschauen, das sei

„selbsterklärend“. In der Tat fand ich an der bezeichneten Stelle einen Touchscreen, und nach einigen Fehlversuchen gelang es mir, den Duschaum zu aktivieren. Das Wasser schoss kochend heiß aus diversen Öffnungen in der Decke und den Seitenwänden, dazu erklang passenderweise Händels „Feuerwerksmusik“, und es begann in dem Raum nach Lavendel zu riechen. Meine Brille beschlug, und durch die Dunstschwaden des siedenden Wassers konnte ich das Display nicht mehr richtig erkennen. Hilflös tastete ich an der Wand entlang, und bei jedem Versuch, irgendeine Funktion zu drücken, verbrühte ich mir die Finger. Erschwert wurde das alles noch durch das ständig auf- und abschwellige Licht, das offenbar Teil der hier aufgeführten „Duschkomposition“ sein sollte.

Am Ende ist es mir dann trotz gefühlten Verbrennungen zweiten Grades gelungen, die Temperatur zu regeln und die Morgenhygiene abzuschließen. Meine diesbezüglichen Einlassungen an der Rezeption des Hotels wurden mit einem „Also, Sie sind der Erste, der sich beschwert“ abgetan, begleitet von einem Blick der nasenberingten Azubine, der mich eindeutig ins Lager der völlig uncoolen Fossilien beförderte.

Was mich zu der Frage bringt: Bin ich eigentlich der Einzige, der sich aufregt, wenn alles immer noch moderner, noch technischer, noch komplizierter wird? Können technische Geräte und Einrichtungen nicht einfach mal so bleiben, wie sie sind? Zumindest die, die man auch vor dreißig Jahren schon hatte? Die moderne Geräteindustrie in Gestalt eines imaginierten Modernisierungsvertreters lächelt milde und fragt sanft zurück:

„Herr Schumacher, was sollen denn das für Geräte gewesen sein? Nennen Sie doch mal ein Beispiel.“

„Ein Kühlschrank ist doch immerhin noch ein Kühlschrank geblieben“, antworte ich und schaue dem Zukunftsfanatiker trotzig in sein eingebildetes Gesicht.²

Das Phantom lächelt noch milder und erklärt dann kopfschüttelnd: „Einen Kühlschrank, den gibt es doch längst nicht mehr. Heute haben wir Kühl Landschaften mit Eis-Crusher, einer Bio-Komfort-Zone für Gemüse und einer automatisch sich einstellenden Kältekomponente für Fleischprodukte ...“

Wehmütig denke ich an das Ein-Sterne-Gerät meiner Großmutter, in dem sich Speiseeis nur einen Tag lang hielt, ein guter Vorwand, es sofort zu essen.

„Haben Sie eigentlich mal darüber nachgedacht, was der Kühlschrank der Zukunft noch alles leisten könnte?“, drängt der Mann des Fortschritts.

„Ich dachte, es gäbe keine Kühlschränke mehr“, rufe ich zornig.

„Jetzt werden Sie nicht kleinlich“, giftet der Virtuelle gekränkt zurück. „Überlegen Sie, wie eine mit dem Internet vernetzte Kühlkombination Ihnen das Leben erleichtern könnte ...“

Das musste ja jetzt kommen. Der internetfähige Kühlschrank ist tatsächlich seit Jahren *das* Standardbeispiel auf jedem Zukunftskongress, der die Wunder der augenblicklichen und zukünftigen Technik huldigt. Ein Kühlschrank, der immer die Übersicht hat, wann welches Lebensmittel optimal zu genießen ist, der mich an das bevorstehende Ablauf von Haltbarkeitsdaten erinnert. Und der, falls ich ihn ignoriere, einfach damit beginnt, die Lebensmittel selbstständig zu verarbeiten. Bei Fleischprodukten tut er übrigens mit dem integrierten Grill zusammen, aber das nur am Rande. Vor allem aber weiß dieser Kühlschrank, wann die

² Ich wollte hier erst „virtuelle Fresse“ schreiben, aber dann wird mir wieder dieser Star-Literatur-Kritiker des Deutschlandradios vorwerfen, das Thema sei „zu groß für mich“, und im Übrigen sei mein Geschreibsel „bräsig“. Möglicherweise tut er es aber dennoch ...

Milch aufgebraucht ist, und er bestellt sie mir rechtzeitig neu. Nie mehr ohne frische Milch! Das höre ich bestimmt schon seit zehn Jahren. Glücklicherweise gibt es ein solches Gerät noch nicht. Doch vor meinem geistigen Auge zieht ein gewisser Morgen auf, der Morgen nach am Vorabend erfolgter Lieferung und Installation meines neuen „NetFrosty“. Ich liege noch wohligh schlummernd in meinem Bett, doch plötzlich ...

Ich schrecke aus dem Halbschlaf hoch. Seit Minuten – oder gar Stunden? – dringt ein unangenehmes Fiepen in mein Bewusstsein. Ein durchgeknallter Feuermelder? Ein rückwärts fahrendes Müllauto? Der Wecker? Nein, der zeigt 5.54 Uhr, was eindeutig mehr als eine Stunde vor der geplanten und mehrere Stunden vor der gewünschten Aufstehzeit ist. Ich wälze mich aus dem Bett und wanke in Richtung des Geräuschs, das offenbar aus der Küche kommt. Ich öffne die Küchentür und stehe in einem Hagel grüner und roter LED-Laserblitze, deren Quelle irgendwo in der Kühlschranktür von Frosty sein muss. Ohrenbetäubendes Fiepen durchdringt den Raum. „Was hast du denn?“, brummele ich und tappe mit vorgehaltener Hand auf das seitliche Display der Kühl-Gefrierkombination zu. Zwischen den Fingern kann ich die scharlachrote Warnleuchte oben rechts erkennen, die im Takt des Fiepens aufleuchtet. „Ungünstige Innenraumtemperatur“, lese ich auf der Anzeige. In diesem Moment klingelt mein Telefon.

„Mullhaupt GmbH, Notdienst“, bellt es aus dem Hörer. „Was ist mit Ihrer Heizung?“

„Was soll mit meiner Heizung sein?“, brülle ich zurück, um das Fiepen zu übertönen.

„Sie haben doch gerade eine E-Mail geschickt, dass die Temperaturregelung defekt sei“, knurrt die Stimme.

„Ich habe was?“, murmele ich und schaue dabei Frosty an. Das Mistding wird doch nicht etwa?

„Was ist jetzt mit der Heizung?“, fragt der Mullhaupt-Mann mit drängelnder Stimme.

„Ein Missverständnis“, nuschele ich in den Hörer.

„Das wird teuer, vor allem um diese Zeit.“

„Hätten Sie nicht später anrufen können“, brause ich auf.

„Hier steht, es sei äußerst eilig.“

Entsetzt lege ich auf. „Hör mal, du eisiges Blödtypeil, meine Heizung geht dich einen feuchten Dreck an“, beschimpfe ich Frosty, doch der schießt unbeirrt seine Laserblitze ab. Was haben die überhaupt zu bedeuten? Und erst das Fiepen?

Aufgeregt renne ich ins Arbeitszimmer, ziehe nach einigen Fehlversuchen die richtige Bedienungsanleitung aus dem Regal, die sich als mehrbändiges Bedienungskompendium erweist, und finde trotz des nervtötenden Gefiepes aus dem Nebenraum schließlich die richtige Stelle. „Bei plötzlicher Veränderung der Temperaturen im Raum, in welchem Sie Ihren NetFrosty 2200i aufgestellt haben, wird der Secure-Temperature-Scan ausgelöst. NetFrosty macht Sie anschließend mit einem akustischen und optischen Warnsignal auf die Veränderung der Innenraumtemperatur aufmerksam“, lese ich, und langsam dämmert mir, was passiert sein muss. Um halb sechs endet die Nachtabsenkung der Heizungsanlage, der Temperaturanstieg hat dann beim Kühlschrank offenbar dieses Geräusch- und Laserinferno ausgelöst. Dennoch, ungläubig ob dieses Wahnsinns, schüttele ich den Kopf. Glücklicherweise finde ich eine andere Stelle, die erklärt, wie man die Warnfunktion mit einigen Einstellungen auf dem Multifunktionsdisplay deaktivieren kann, wovor aber ausdrücklich gewarnt wird, weil dann angeblich die

Stromsparfunktion des Kühlgeräts nicht mehr optimal gewährleistet ist. Nach mehreren Fehlversuchen gelingt mir aber schließlich die Deaktivierung, woraufhin Frosty Fiepen und Lasern einstellt.

6.17 Uhr und ich bin hellwach. Fluchend setze ich mich in die Küche. An einen Kaffee ist nach erneutem Streit mit meinem digitalen Espressoautomaten nicht zu denken. Den Wasserkocher habe ich in einem Anfall von Dummheit weggeworfen, weil mir der Espressoautomatenverkäufer erzählt hatte, die Maschine mache auch Teewasser, quasi mit links. Den Rest hat er mir nicht erzählt. Ich könnte einen ordinären Topf mit Wasser auf den Herd stellen, geht es mir durch den Kopf, da setzt erneutes Fiepen ein. Nicht so aufdringlich wie vorhin, eher informativ. Ich schaue auf Frostys Display. „Keine Milch“, meldet die Frostbeule. „Nein, keine Milch“, sage ich entnervt. Es stört mich aber nicht, ich trinke eh nicht so gern Milch. Auch habe ich noch eine Packung H-Milch im braunen Küchenschrank, wie mir spontan einfällt. Falls es sich der Espressoautomat noch mal anders überlegen und sich bereit erklären sollte, mir einen Cappuccino zu brauen. Doch das steht jetzt hier gar nicht zur Debatte. Frosty rechnet und rechnet, eine übergroße, sich drehende Sanduhr zeigt das im Kühlschranks-Display an. Immerhin hat er das neuerliche Fiepen gleich wieder eingestellt. Nach wenigen Minuten schaltet sich das Display in einen Ruhezustand, und mein Net-Kühlschrank surrt nur noch leise vor sich hin. Der Angriff scheint einstweilen überstanden.

In Ermangelung anderer Ideen beschließe ich zu duschen. Hoffnungslos altmodisch wie ich bin, habe ich noch eine konventionelle Dusche mit Mischbatterie und ohne Musikanlage. Es gibt auch keine Sensoren, die vor einer Austrocknung meiner Haut oder zu hohem Wasserverbrauch warnen. Wir befinden uns

in Mitteleuropa bezüglich unseres Umgangs mit Wasser aber augenblicklich in einer Degressionsphase. 2,6 Millionen Jahre lang haben wir Menschen es uns hart erarbeitet, dass heute warmes Wasser aus den Leitungen direkt auf Kopf und Nacken fließt. Herrlich, vor allem, wenn man sich dazu noch mit dem neuen Duschöl der Sorte „Grapefruit-Mint“ einreiben kann, ohne schlechtes Gewissen, weil es ein Ökosiegel führt und von einem Drogerie-Discounter stammt, der seine Angestellten nach Tarif bezahlt und sie einmal jährlich in einen Freizeitpark einlädt. Mit dem Duschöl ist also alles in Ordnung, doch beim Wasser sieht es ganz anders aus. Wer wie ich mehrere Minuten duscht, dazu noch warm, macht sich des Wasserfrevels schuldig. Man kann dies abmildern, indem man einen Duschkopf mit Sparregulation verwendet, doch dann wird aus dem Wasserstrahl entweder so ein trostloser Nebel oder ein armseliges Rinnsal. Oder man duscht ohne Sparnummer, passt aber woanders auf. Beispielsweise beim Toilettengang, wenn man nur jedes dritte Mal die Spülung betätigt. Und dann auch nur mit der Spartaste, die nichts wegpült, aber spart. Vorher verwendeten Sparfüchse einen Ziegelstein im Spülbehälter.

Dass man Wasch- und Spülmaschinen einsetzt, die so wassersparend sind, dass man fast noch was rausbekommt, versteht sich von selbst. Böse Stimmen behaupten, dass wir inzwischen so erfolgreich Wasser sparen, dass die Wasserwerke die Abwasserleitungen regelmäßig mit Frischwasser fluten müssen, um den Dreck darin wegzuspülen, weil sie kaum noch benutzt werden – was die ganzen Anstrengungen ad absurdum führt. Hinzu kommt: Der immer noch sinkende Wasserverbrauch führt letztlich zu immer höheren Preisen, weil ja trotzdem die Infrastruktur der Zu- und Ableitungen aufrechterhalten werden

muss. Die steigenden Preise lösen natürlich zwangsläufig die nächste Sparorgie aus, was das Problem weiter verschärft. Wie soll man das aber jemandem erklären, der mit Tränen in den Augen an die „Kinder in der Wüste“ erinnert, die kein Wasser haben? Da ist man moralisch schnell am Ende. Insofern denke ich, dass der Hochgenuss von ständig verfügbarem Wasser aller Temperaturen leider nur ein kurzer Spuk der Erdgeschichte bleiben wird. Der Normalzustand, den wir nach dem Willen der Wassersparer bald wieder erreichen, ist offenbar doch die Steinzeit-Situation, wie von Piraten und anderen Jungmenschen längst erfasst. Man sollte sich jetzt schon nach einer Höhle in Bachnähe umschauchen.

All das geht mir noch durch den Kopf, während ich mit warmem Wasser die Reste der Grapefruit-Minze abspüle. Mitten in meine Gedanken hinein, klingelt es plötzlich Sturm an der Haustür. Fluchend drehe ich das Wasser ab, trockne mich notdürftig und sprinte, das Handtuch um die Hüfte gewickelt, zur Tür, eine Wasserspur hinter mir herziehend.

„Ihre Bestellung“, sagt ein Mann in einer braunen Uniform, nachdem ich die Tür geöffnet habe, und weist in Richtung seiner Füße.

„Meine was ...?“, frage ich entgeistert und schaue auf die kleine Palette vor der Wohnungstür.

„Ich brauche noch eine Unterschrift“, setzt der Uniformierte nach und reicht mir sein elektronisches Notizbuch. „Einfach in dem Feld signieren.“

„Ich habe nichts bestellt“, antworte ich ruhig und ignoriere das Pad.

Der Mann schaut mich angesichts der Unterbrechung seiner Routine unwirsch an. Dann zieht er ein kleines Klemmbrett aus der Jackentasche und sucht nach einem bestimmten Zettel. „Hier“,

sagt er schließlich und hält mir ein Blatt vors Gesicht. „Das ist die E-Mail.“

Ein Blick auf den Absender des Papierees lässt mich Schlimmes ahnen. „lutz.schumacher@netfrosty.de“ steht dort. „Ich, ich habe das nicht ...“, stammele ich.

Der braun Gewandete schaut auf seinen Mini-Computer. „Vierundzwanzig Pakete Frischmilch.“ Und nach einer kleinen Pause füge er lakonisch hinzu: „Wurde auch schon bezahlt, mit Ihrer Kreditkarte.“

Jetzt raste ich aus. „Ich habe das nicht bestellt, das ist Betrug, hauen Sie ab“, brülle ich und knalle dem verdutzten Auslieferfahrer die Tür vor der Nase zu. „Unglaublich“, schimpfe ich vor mich hin und renne in die Küche.

Frosty steht unschuldig neben dem Herd, als könne ihn kein Wässerchen trüben. Doch ich weiß, was er getan hat. Immer noch vor Wut zitternd und ein bisschen auch wegen meines nass-kalten Gesamtzustands, aktiviere ich das Display. Nach einigen Fehlversuchen finde ich das richtige Verzeichnis. Tatsächlich: Das Miststück hat in meinem Namen Milch bestellt. Und auch wirklich gleich vierundzwanzig Pakete. Das ist, wie mich die nun zurate gezogene Bedienungsanleitung belehrt, die vom Werk voreingestellte Höchstmenge. Es steht mir natürlich frei, einen anderen Wert vorzugeben. Woher hat dieser Haufen Blech eigentlich meine Kreditkartennummer?, frage ich mich. Doch dann fällt mir ein, dass ich die Kühl-Gefrierkombi im Laden mit meiner Mastercard bezahlt habe. Und dann waren da diese ganzen Formulare, und ich habe zigmal unterschrieben, ohne zu lesen, was in Drei-Punkt-Schrift auf dem Vordruck vermerkt war. Natürlich hat Frosty wegen der Werksvoreinstellung Bio-Milch bei einer Edelmarke geordert, teurer geht's nicht. Und in drei Tagen

ist die schlecht. Da darf ich mich wohl mit dem Milchlieferanten herumschlagen. Vor meinem inneren Auge sehe ich schon den extra dicken Aktenordner mit dem Schriftverkehr aus dem unausweichlichen Rechtsstreit durch drei Instanzen ...

„Milchlieferung bestätigen“, blinkt es plötzlich in einem Extrafenster. Ich tippe auf ein rotes Kreuz. „No Milk Today“, ertönt ein Lied aus einem Lautsprecher, dessen Existenz mir beim Kauf irgendwie entgangen sein muss. Das ist von Herman's Hermits, denke ich. Was man sich für einen Blödsinn merkt. „Schnauze“, brülle ich Frosty an, doch der dudelt fröhlich „My love is gone away“. Ich könnte durchdrehen.

6

My car is my castle

Alles über den ersten Ölwechsel, die Vorzüge moderner Autoelektronik und einen gerade noch so vermiedenen Kolbenfresser

In der Steinzeit hatte man nicht viel. Aber auf das, was man hatte, darauf durfte man stolz sein. Eine Keule, den persönlichen Faustkeil, die erste eigene Höhle. Und das hübsche Stück Schwanz von einem Säbelzahn tiger, der dafür im Austausch einen Unterarmknochen erhalten hatte. Das Leben war einfach und gut. Wissenschaftler werden nicht müde, darauf hinzuweisen, dass uns dieser 2,6 Millionen Jahre andauernde Abschnitt der Menschheitsgeschichte noch ganz schön in den Knochen beziehungsweise in den Genen steckt. Leider verbietet die moderne Zivilisation, die immerhin mit Stolz auf Erfolge wie den Feminismus und das Antidiskriminierungsgesetz hinweisen kann, die meisten der damals absolut gängigen Verhaltensweisen zu akzeptieren. Ausreden wie „Euer Ehren, das waren meine Steinzeitgene, ich bin unschuldig“ werden zum Beispiel in mitteleuropäischen Gerichtssälen so gut wie immer ignoriert, vielleicht wollen die Richter nicht an ihre Urahnen erinnert werden. Glücklicherweise gibt es vor allem für Männer, die besonders unter diesem Unverständnis der genetischen Faktenlage leiden, ein Reservat. Eine Welt, in der sie weiterhin protzen dürfen, wer den längsten Knüppel hat: die Welt der Autos. Unlängst saß ich stolz hinter dem Lenkrad meines neuen geländegängigen Mittelklassewagens. Ein Ausstattungswunder

sagen die einen, eine Technikhöhle auf Rädern die anderen. Aber eins nach dem anderen. Es war die Jungfernfahrt nach einem nervigen Einweisungsgespräch durch den Fachverkäufer, das sich insbesondere um die Anschlüsse für das iPad und die Bluetooth-Funktionen des Fahrzeugs drehte. Doch jetzt lag das alles hinter und eine mehr als vierstündige Autobahnfahrt vor mir. Ich hatte in einem Ort fern meiner Heimat einen wichtigen Geschäftstermin.

Die erste Stunde verlief eigentlich ausgesprochen glimpflich ab. Das Fahrzeug schnurrte vor sich hin und warnte nur ab und zu vor irgendwelchen Ereignissen: Nichts, was einen mit den Wundern der mobilen Technik vertrauten Dauerautofahrer wie ich es einer bin aus der Ruhe bringen könnte. Im Gegenteil: Man sitzt in so einem Geschoss hoch über der Fahrbahn, schaut auf all die langsamen Kleinwagen herunter, vergnügt sich an den diversen Fahrassistenten, die einem faktisch das Denken abnehmen, und reagiert einzig auf akustische Warnsignale, die der Wagen im Minutentakt aussendet. Weil eine bestimmte Geschwindigkeit überschritten wurde, weil man die Seitenlinie zu berühren droht, weil der Wasserstand in der Scheibenwaschanlage unter ein Drittel gefallen ist oder weil eine der zahlreichen Warnfunktionen temporär nicht funktioniert, man das als Fahrer aber besser mal wissen sollte. Am Anfang ist diese Sache schwer nachzuvollziehen, weil all die Warnsysteme schräge Abkürzungen haben und man aus diesem Grund nicht auf Anhieb beurteilen kann, ob der lautstark angekündigte Ausfall des „ACC“ nun das eigene Leben bedroht oder nicht. Nach den ersten Schrecken und einem Weiterleben lernt man, die Abkürzungen zu- und ihre Prioritäten einzuordnen.

Nachdem also diese erste Stunde vergangen war, offenbarte sich der Treibstoffstandanzeiger als beeindruckend rückläufig, mit

einem Klingeln wurde ich darauf aufmerksam gemacht. Ich schaute aufs Display auf dem Armaturenbrett. Ein Feld mit einer Öllampe leuchtete. Seit meinen ersten Fahrversuchen im rotbraunen Golf der Fahrschule Wagner war mir eingebläut worden: „Leuchtet die Öllampe, herrscht Alarmstufe rot! Das ist das Schlimmste, was im Auto passieren kann – und wenn man nicht augenblicklich etwas unternimmt, bekommt man einen Kolbenfresser oder noch viel Fürchterlicheres.“ Offen gestanden: Als achtzehnjähriger Fahranfänger hatte ich damals nicht einmal eine Vorstellung von den Aufgaben eines Kolbens, geschweige denn, was geschieht, wenn er gefressen wird. An diesem technischen Unverstand hatte sich bis zu dieser vierstündigen Fahrt nicht sehr viel geändert, umso erschrockener war ich, als ich das Ölzeichen sah. „Du musst sofort rausfahren, den Ölstand messen und mit Sicherheit irgendwo Öl besorgen“, sagte ich laut und hielt Ausschau nach einer Ausfahrt, die glücklicherweise auch bald auftauchte.

Im Jahr fahre ich 50 000 bis 70 000 Kilometer mit meinem Pkw, daher kenne ich eigentlich jede Art von Autobahnausfahrt. Diese hier war leider vom Typ „Eiserner Vorhang“, das heißt, auf beiden Seiten der Landstraße, in welche die Ausfahrt mündete, zogen sich kilometerlang Leitplanken. Nirgends konnte man anhalten. Die Lampe leuchte nicht mehr, sie blinkte jetzt. Ich schwitzte, gab Gas und fuhr wie die berühmte Butter „immer an der Wand lang“.³ Endlich wurde die Leitplanke für einen Waldweg unterbrochen. Im letzten Moment bremste ich und bog mit quietschenden Reifen nach links ab. Glücklicherweise war mir niemand gefolgt. Der Weg erwies sich als Ansammlung von tiefen Matschlöchern, der Wagen

³ Der komplette Text dieses Gassenhauers lautet: „Meine Mutter, schmiert die Butter, immer an der Wand lang, immer an der Wand lang.“ Eine Textzeile aus einem Lied von Bully Buhlan, die man nicht unbedingt versteht und gewiss auch nicht braucht.

sprang auf und nieder, in alle Richtungen spritzte der Schlamm. Fluchend sah ich mich um, als ich zum Stehen kam. Passenderweise trug ich ein feines Business-Outfit und frisch geputzte Halbschuhe. Selbstredend hatte es zu regnen begonnen. Was sollte ich tun? Weiterfahren und den Kolbenfresser riskieren, das wollte ich nicht. Stehen bleiben, aber nicht aussteigen? Eine verlockende Alternative angesichts der von oben herabstürzenden Wasserflut. Aber mein Termin drängte. Ich holte tief Luft und öffnete die Tür. Unter den Ästen am Boden war ein gut getarntes Matschloch platziert. Das bemerkte ich jedoch erst, als ich beherzt auftrat. Mein linker Fuß versank im Schlamm. Ich fluchte und versuchte, wenigstens den rechten Fuß vor diesem Schicksal zu bewahren, dabei rutschte ich aus und kam mit den Knien im Matsch auf. Den Anzug konnte ich vergessen. Ich tapste durch den Regen um das Fahrzeug herum. Vor der Motorhaube angelangt, fiel mir ein, dass es da diesen Hebel links vom Lenkrad gibt, mit dem man die Verriegelung löst. Ich stolperte zur Fahrertür zurück. Diesmal erwischte es an der Schlammstelle den rechten Fuß, aber das war mir jetzt auch schon egal. Ich zog am Hebel und begab mich wieder zur Motorhaube.

Es gibt Männer mit unterschiedlichen Talenten. Das war schon in der Steinzeit so. Ein Teil jagte mit großem Erfolg Mammuts und Säbelzähntiger,⁴ damit die Sippe satt wurde. Ein anderer prügelte sich mit den Nachbarn, um ihnen gegenüber irgendeinen Anspruch durchzusetzen. Und wieder ein anderer Teil, es muss ihn einfach gegeben haben, malte die Höhlenwände an und unterhielt die Frauen mit selbst erfundenen Geschichten über Mammuts, Säbelzähntiger und Nachbarschaftsstreitigkeiten. Genetisch

⁴ „Säbelzähntiger“ ist ein umgangssprachlicher Begriff, den nur Ungebildete verwenden, die wie ich ihr gesamtes Wissen über die Steinzeit aus dem Film *Ice Age* bezogen haben. Der wissenschaftlich korrekte Name lautet: Säbelzahnkatze (lat. Machairodontinae).

stamme ich offenbar aus dieser dritten Linie und kann daher dem neuzeitlichen Mammutjagdgebiet, also dem Motorraum, so gar nichts abgewinnen können. Kolben, Lichtmaschine, Anlasser – das alles sind böhmische Dörfer für mich.

In der Frühzeit meines Autofahrerdaseins, das war Ende der Achtziger, also kurz nach der Steinzeit, gab es für mich ein sehr prägendes, man könnte auch sagen traumatisierendes Erlebnis mit meinem ersten Wagen. Ich hatte eine Besorgung gemacht, und als ich wieder zurück nach Hause fahren wollte, stieg ich in mein am Straßenrand parkendes Kleinfahrzeug ein, das aus französischer Produktion stammte.⁵ Sobald ich hinter dem Steuer saß, drehte ich den Zündschlüssel herum, aber nichts geschah. Es gab nicht mal ein Stottern oder ein Klacken. Es half also nichts, ich musste mich an die einzige Instanz wenden, die in solchen Fällen helfen konnte. Ich meine damit nicht den ADAC, sondern meinen Vater. Betrückt zog ich los, um eine Telefonzelle zu suchen. Das war ein kleines Metallhäuschen, in dem ein Telefon hing, teilweise sogar noch mit Wählscheibe. Man durfte sehr viel Geld in einen Schlitz werfen, konnte dafür aber nur sehr kurz telefonieren. Es waren harte Zeiten. Etwa fünfhundert Meter von der Havariestelle entfernt, fand ich tatsächlich solch eine Zelle. Kleinlaut wählte ich die Nummer meiner Eltern, wohl wissend, dass mein Vater aus einer anderen genetischen Steinzeitlinie stammte als ich.

Mit der Schilderung des Problems kam ich nicht sehr weit, denn er brüllte ziemlich schnell los und fragte, obgleich er keine Antwort erwartete, ob ich denn überhaupt nichts über Autos wisse. Nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Wer Auto fahren will, muss auch Pannen beheben können.“ Selbstverständlich gab ich ihm

⁵ Ich will damit nichts andeuten; Franzosen und Deutsche sind heute Freunde. Die Franzosen bauen sogar ganz wunderbare Elektroautos, die sie mit ihrem Atomstrom betanken.

vollkommen recht, warf bloß ein, dass ich ausgerechnet dieses spezielle Problem nicht im Griff hätte.

„Ist das denn so schwierig? Wenn der Motor beim Anlassen keinen Ton von sich gibt, dann ist wohl was kaputt“, bemerkte mein Vater unheilvoll.

„Der Anlasser?“ Ich hatte dies geraten, weil er das Wort „Anlassen“ so betont hatte.

„Gut.“ Er stöhnte leise: „Da einfach mal draufhauen, dann geht’s meist wieder.“

Ich bedankte mich überschwänglich und legte auf. Auf dem Rückweg begann mir zu dämmern, dass ich keine Ahnung hatte, wie ein Anlasser aussah.

Als ich wieder vor dem Innenleben meines Autos stand, wurde diese Vermutung zur traurigen Gewissheit. Unschlüssig nahm ich den Wagenheber – ich hatte nichts Passenderes zur Hand – und klopfte wahllos auf alles herum, was mir so ins Blickfeld geriet. Wegen der Unhandlichkeit des Wagenhebers war das gar nicht so einfach.⁶ Seit jenem Tag hatte der Wischwasserbehälter ein Leck, ansonsten war die darüber hinausgehende Wirkung meiner Klopferei übersichtlich: Den Zündschlüssel konnte ich so oft herumdrehen wie ich wollte, der Wagen gab weiterhin keinen Mucks von sich.

Das zweite Gespräch in der eisernen Telefonzelle verlief tendenziell unfreundlicher als das erste. Die mir durch den Hörer

⁶ Da ich ohnehin gerade Seelenstriptease begehe, erzähle ich Ihnen noch, wie meine erste Begegnung mit einem Wagenheber ablief: Einige Wochen vor dem Anlasser-Desaster stellte ich morgens fest, dass mir über Nacht jemand den rechten Vorderreifen aufgestochen hatte. Ich rief einen genetisch ähnlich vorbelasteten Freund an, und gemeinsam machten wir uns an unseren ersten Reifenwechsel. In der *Fernsehsendung Der 7. Sinn* – sie hatte die Sicherheit erwachsener Verkehrsteilnehmer zum Ziel – hatten wir gesehen, wie man einen Wagenheber ansetzt und anschließend mit dem Kreuzschlüssel hochbockt. Doch warum rollte mein Wagen immer nach vorne weg und ließ sich auch durch herbeigeschleppte Holzklötze nicht daran hindern? Und warum erzählten die im *7. Sinn* nur die halbe Wahrheit und ließen zum Beispiel die Sache mit der Handbremse weg?

entgegenfliegende Schimpftirade habe ich größtenteils verdrängt, auch wenn mir mein Therapeut immer wieder zur Aufarbeitung rät. Das, was ich erinnere, lässt sich in etwa so zusammenfassen: Ein Anlasser hat die Funktion, den Motor anzulassen und ist deshalb in unmittelbarer Nähe des Motorblocks zu suchen. Es folgte wohl zudem eine Kurzbeschreibung über die Optik eines typischen Anlassers. So präpariert, startete ich einen weiteren Klopfversuch, der aber ebenfalls erfolglos blieb.

Heinrich IV. reiste im Jahr 1076 zum Bußgang nach Canossa. Diesen beschwerlichen Weg nahm er jedoch nur einmal auf sich, während ich besagte Telefonzelle drei Mal aufsuchen musste. Von einem Gespräch konnte längst keine Rede mehr sein, eher hätte man von Kapitulationsverhandlungen sprechen können, denn das Telefonat endete mit der Durchgabe meiner Positionsdaten und der Ankündigung meines Vaters, die Sache vor Ort zu regeln. Keine zehn Minuten später stand er schimpfend vor meinem blauen französischen Wagen, nicht ohne Hinweise zur Fahrzeugpflege. Ich kann nicht bestreiten, dass ich Häme und Genugtuung empfand, als seine lässig dahingeworfene Äußerung „Und hier ist der Anlass ...“ abrupt abbrach. Eine Stunde später musste er die Niederlage einräumen. Auch ihm war es nicht gelungen, den ominösen Anlasser zu entdecken.

Es war die Zeit der Starthilfekabel und Abschleppseile. Mit Warnblinkanlage rollte ich hinter dem Wagen meines Vaters her. In der Werkstatt unseres Vertrauens trugen wir dem Meister unser Problem vor, was diesem guten Mann nicht sonderlich beeindruckte. Er zeigte eigentlich überhaupt keine Regung, während er mit seinem Zwölferschlüssel oder einem sonstigen Werkzeug in einem anderen Auto herumhantierte. Diese Burschen gab es schon in der Steinzeit. Man rief sie, wenn man

Schwierigkeiten mit dem Faustkeil hatte – und auch damals hatten sie die Angewohnheit, nicht zu sprechen. „Arrrh, Keil kapuut.“ Schweigen. „Kapuut Keil, Loch, arrrrh, verstääänn?“ Schweigen. „Arrrh, hier, Keil!“ Schweigen. Seitenblick. Schweigen.⁷ Und so weiter. Aus einer Seitenlinie dieser Spezies sind übrigens die sogenannten Gelben Engel hervorgegangen, die Pannenhelfer des ADAC.

Schließlich erbarmte sich der Mann und sah sich die Sache an. Nach einer halben Stunde gab er erste Laute von sich, dann ganze Satzteile, die im Wesentlichen Synonyme für menschliche Exkrememente und ihre Verwendung darstellten. Erstaunlicherweise gelang ihm irgendwann sogar ein zusammenhängender Satz, den man dahingehend interpretieren konnte, dass er den Motor ausbauen werde. Nachdem er das getan hatte, zeigte sich, dass sich der defekte Anlasser unterhalb des Motorblocks befand, vielleicht eine späte Rache der Franzosen am einstigen Erbfeind.

Das alles ging mir durch den Kopf, während ich vor der offenen Motorhaube meines neuen geländegängigen Mittelklassewagens stand. Hier, auf dem Waldweg, im Regen, mit matschiger Erde an meinen Schuhen und in durchnässter Anzughose stellte sich die Sache natürlich wesentlich einfacher dar als damals. Ich musste lediglich den Ölmesstab herausziehen, an einem Tuch abwischen, wieder reinstecken, wieder rausziehen, und dann schauen, ob sich eine Phase zwischen der Minimum- und der Maximum-Markierung gebildet hatte. Diesen Test hatte ich schon mehrfach erfolgreich in meinem Autofahrerleben absolviert. Umso entsetzter war ich aber, als ich jetzt keinen Ölmesstab fand, dabei hatte ich mir das doch

⁷ Sehr freie Übersetzung aus der Steinzeitsprache.

so gut eingepägt: Der Öltank sitzt neben dem Motor, und darin steckt der verdammte Ölmesstab.

Nach mehrminütigem Anstarren des Motorblocks beschloss ich, dass mich das nicht weiterbringen würde. Ich knallte die Motorhaube zu und setzte mich wieder hinters Lenkrad. Pitschnass war ich inzwischen. Probeweise startete ich den Motor, aber die Ölleuchte blinkte immer noch. Es half nichts, ich musste in die Bedienungsanleitung schauen. Dort erfuhr ich, dass so ein technisches Meisterwerk wie mein neues Auto eine Trivialität wie einen Ölmesstab gar nicht besaß. Es verfügte stattdessen über ein digitales Flüssigkeitsdiagnosesystem. Voraussetzung für die Durchführung einer solchen Untersuchung war allerdings – und hier drückte sich das Service-Handbuch überraschend klar aus –, dass der Wagen in einer absolut waagerechten Stellung steht. Diese Bedingung erfüllte der durchweichte Waldweg eindeutig nicht. Es blieb mir nichts anderes übrig, als weiterzufahren und einen Parkplatz zu suchen, den man hoffentlich unter Zuhilfenahme einer Wasserwaage gebaut hatte.

Mit zitternden Knien, weil jeden Moment der Fresser kommen konnte, fuhr ich weiter die Landstraße entlang, bis ich schließlich in eine Ortschaft gelangte. Die einzige Haltebucht, die ich ausfindig machte, konnte man mit viel Wohlwollen als waagerechte Unterlage bezeichnen. Auf dem Touchscreen des Fahrerinformationssystems gab ich die in der Bedienungsanleitung beschriebenen Schritte ein. Schon beim dritten Versuch hatte ich Erfolg. Das System rechnete und meldete schließlich, dass dem Wagen ein Liter Öl fehle. Ich sah mich um. In diesem Ort war kaum mit einer Tankstelle zu rechnen. Sollte ich zurück zur Autobahn fahren und dort auf einen Autohof hoffen? Oder aufs Geratewohl die Landstraße nehmen? Noch

während ich abwog, fiel mir glücklicherweise ein Grundsatz technischen Fortschritts ein: Moderne Technik löst die Probleme, die sie zuvor selbst verursacht hat. Man kann das positiv sehen, denn im Umkehrschluss heißt das: Jede durch Technik verursachte Schwierigkeit kann durch noch bessere Technik gelöst werden. Angewendet auf mein Tankstellenproblem hieß das: Sicherlich war es keineswegs gut zu nennen, wenn ein Superauto wie meins 18,7 Liter Benzin pro hundert Kilometer verbrauchte und schon nach einer Stunde Jungfernfahrt den ersten Liter Öl verlangte. Einerseits. Andererseits zeigte jedoch das eingebaute Navigationssystem am riesigen Full-Touch-Screen-Fahrerinformationssystem alle umliegenden Tankstellen sogar mit ihrem Markenzeichen an.⁸ Und dem System zufolge gab es in dem fünf Kilometer entfernt liegenden Dorf eine Tankstelle.

Ich weiß nicht warum, aber die Entwicklungen auf dem Gebiet der Motorenöle müssen in den letzten Jahren komplett an mir vorbeigegangen sein. Hätte ich zum Beispiel vor Betreten der Tankstelle einen Blick auf die Homepage des ADAC geworfen, was angesichts mehrerer von mir mitgeführter Smartphones, Tablet-PCs sowie eines internetfähigen Bordinformationssystems grundsätzlich machbar gewesen wäre, ich wäre weniger überrascht gewesen. „Der Blick ins Regal sorgt meist für Verwirrung.“ Diese Formulierung hätte ich unter dem Stichwort „Motor & Öl“ lesen können, wenn ich mir nur die Mühe gemacht hätte. Doch hätte diese Feststellung im konkreten Fall wirklich geholfen? Ich bezweifele es.

Statt planmäßig die vielen Regalreihen mit Ölkännchen und -flaschen zu betrachten, musste ich dies nun verwirrt tun. Benötigte

⁸ Das ist besonders für diejenigen wichtig, die das Benzin nur von einem bestimmten **Konzern** nehmen und ihren lieben gebliebenen Wagen lieber an der nächsten Tankstelle vorbeischieben.

ich ein Einbereichs- oder ein Mehrbereichsöl? War ein Öl mit abgesenkter Hochtemperaturviskosität vonnöten? Hmmh, die blaue Flasche – Leichtlauföl, das klang gut. Nach den vergangenen Strapazen wollte ich es dem Motor ja irgendwie leicht machen. Aber Longlife-Öl hörte sich ebenfalls gut an, dahingestellt, ob man damit dem Fahrzeug oder dem Öl ein langes Leben bescherte. Andererseits benötigte mein PS-Wunder vielleicht etwas Handfestes, möglicherweise ein Öl mit Festschmierstoff? Immer ratloser blickte ich umher.

Im zweiten Regal entdeckte ich ein Nachschlagewerk, das in Umfang und Aufmachung den Gelben Seiten ähnelte. Ich griff nach dem Kompendium, es war nach Automarken und -typen geordnet. Bei meiner Marke endete es mit dem Vorgängermodell meines Wagens. Ich stöhnte auf und ging zur Kasse.

„Können Sie mir ein gutes Öl empfehlen?“, fragte ich den Mann hinter dem Tresen, ein untersetzter Enddreißiger mit Mittelscheitel.

Der zog die Augenbrauen hoch: „Olivenöl, das soll gesund sei.“

„Sehr witzig“, erwiderte ich.

„Haben Sie in das Verzeichnis geschaut?“

Warum konnte der Mann nicht gleich zu erkennen geben, dass er mein Problem erfasst hatte?

„Ja, habe ich“, brummte ich und zeigte durch das Fenster auf meinen Wagen. „Der steht aber nicht drin. Soll ich das Öl vom Vorgängermodell nehmen?“

„Um Gottes willen“, warnte der Gescheitelte mit entsetzter Miene.

„Von Modell zu Modell kann das Öl ein völlig anderes sein. Wenn Sie da irgendetwas hineinkippen, können Sie in Teufels Küche kommen! Sie verlieren den Gewährleistungsanspruch, das Getriebe nimmt Schaden, die Hölle tut sich auf ...!“

Ich blickte dem Mann in die Augen. Für einen Tankwart hatte er eine ungewöhnlich biblische Ausdrucksweise. Möglicherweise, überlegte ich, ist er einer von denen, die in ihrer Freizeit von Haustür zu Haustür ziehen und die Menschen über das Alte Testament informieren.

Der Mann blinzelte und sagte: „Vielleicht finde ich ja was im Computer.“ Nach einer Viertelstunde, ich hatte gerade zum fünften Mal alle an der Kasse verfügbaren Kaugummisorten durchgezählt, winkte er ab. „Können Sie mal Ihre Bedienungsanleitung holen?“, fragte er resigniert.

Doch auch die mehrbändige Fahrzeuganleitung half uns beiden nicht weiter.

„Das ist sehr kompliziert, wissen Sie“, murmelte der Tankwart.

Wir schauten uns hilflos an. In diesem Moment sah seine ältere Kollegin, die die ganze Zeit am Sandwichtresen bedient hatte, zu uns hinüber. „Motoröl?“, rief sie. Es klang wie „Currywurstpommes“.

„Ja“, bestätigte der Freizeitbibelverteter kleinlaut. „Wir kommen nicht weiter, sein Wagentyp ist noch nirgendwo verzeichnet.“

Die Frau rollte heran, der Figur nach zu urteilen war sie selbst ihre beste Kundin. Zielsicher griff sie in eins der Ölregale, reichte mir eine graue Ölflasche und sagte mit Nachdruck: „Hier, nehmen Sie das, das nehmen alle!“

Ich kann bestätigen, dass mein Fahrzeug bis zum heutigen Tag, zumindest was das Getriebe angeht, störungsfrei gefahren ist und auch keine Wartungs- oder Intervallprobleme aufgetreten sind. Es sollte mehr solcher Frauen geben.

Am übernächsten Tag hatte ich einen weiteren geschäftlichen Termin, dieses Mal in Schwerin, und aus organisatorischen Gründen musste ich meinen Hund mitnehmen. Das heißt, die

Hündin durfte im Auto mitfahren und unterwegs Pausen für Waldspaziergänge nutzen, aber bei dem Termin selbst waren Vierbeiner nicht gerade erwünscht. Was zur Folge hatte, dass ich das Tier nach Ankunft in der Schweriner Altstadt und einem für angemessen erklärten Parkplatz mit einem Extraknochen auf die Rückbank verfrachtete (vorher hatte die Hündin den Beifahrersitz belegt). Nachdem das alles erledigt war, verriegelte ich das Fahrzeug und begab mich zu der angegebenen Adresse. Ich kam fast fünfzig Meter weit, als hinter mir eine ohrenbetäubende Sirene loslegte. Entsetzt blickte ich mich um. Die Quelle des Infernos war eindeutig mein neuer Superwagen. Man konnte es auch schlecht leugnen, denn im an- und abschwellenden Takt des Sirenengeheuls veranstaltete das Fahrzeug eine regelrechte Show mit der Warnblinkanlage und den Scheinwerfern. Links und rechts blieben Passanten stehen, als ich zurückstürzte. Mit dem Lösen der Türverriegelung war augenblicklich Ruhe. Die Hündin schaute mich mitleidheischend an. Ich sagte ihr, sie sei eine Feine, aber jetzt müsse sie wieder Sitz machen und den Extraknochen fressen. Beim zweiten Versuch schaffte ich zehn Meter mehr, dann ging hinter meinem Rücken das Desaster erneut los. Ich lief auf das Auto zu, hinter den Vordersitzen sah ich einen aufgereckten Hundekopf. Langsam dämmerte mir, was das Problem war. Wenn ich mich vom Fahrzeug entfernte, richtete sich der Hund auf, um zu sehen, wohin Herrchen ging. Dieses Aufrichten löste irgendeinen Bewegungsmelder aus. Abermals schloss ich die Tür auf. Die ganz feine Dame leckte an meiner Hand. Der Extraknochen purzelte auf die Straße, die Besitzerin schwanzwedelnd hinterher. So ging das alles nicht.

Verzweifelt schaute ich auf die Uhr, ich war schon fünf Minuten überfällig. Auch entging mir nicht, dass sich auf der anderen

Straßenseite eine Gruppe Touristen versammelt hatte, die dieses kostenlose Straßentheater genoss. Mir kam eine Idee: Wenn ich nicht abschloss, würde die Alarmeinrichtung auch nicht aktiviert sein. Und an ein Auto, in dem ein großes Tier hockt, würde sich ein Einbrecher wohl kaum trauen. Schnell platzierte ich die Hündin wieder auf dem Rücksitz, fischte den Knochen vom Asphalt, versicherte der Dame ein weiteres Mal, wie fein sie doch sei und dass sie jetzt bis zu meiner Rückkehr gut aufpassen müsse. Schließlich schob ich langsam die Seitentür zu und schlich davon. Bei der Sechzig-Meter-Marke, die ich ereignislos passierte, sagte ich stolz: „Was bist du doch für ein Held, geradezu meisterhaft hast du diese dämliche Technik austrickst.“ Der Hochmut hielt noch etwa dreißig Meter, dann kam der tiefe Fall: Hinter mir schrillte die Sirene los.

Völlig entnervt machte ich kehrt und rannte zum Auto zurück. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite wurden die ersten Fotos geschossen. Verdattert stellte ich fest, dass der geländetaugliche Mittelklassewagen verriegelt war. Die Hündin bellte. Ich hätte mich ohrfeigen können. Wieso hatte ich nicht mit der Durchtriebenheit dieses Gefährts und seiner Erbauer gerechnet? Tom Cruise kann die komplizierteste Technik austricksen, rügte ich mich, aber du bist unfähig, eine schlichte Sirene zu überlisten.

Mission Impossible!

Im Nachhinein ist ja immer alles klar: Der Bordcomputer hatte registriert, dass die Türen nicht abgeschlossen waren und daraufhin die automatische Verriegelung gestartet. Beim Klacken des Türschlosses hatte sich die Hündin aufmerksam aufgerichtet – wozu hatte man sich auch ein Wachhund angeschafft? – und damit erneut den Alarm ausgelöst. Was sollte ich jetzt nur tun? Eine Tür offen stehen lassen? Und damit entweder einen anderen Alarm

oder aber – falls es den wider Erwarten nicht geben sollte – einen Polizeieinsatz auslösen?

Die Menge schaute mich inzwischen gespannt an; ich bin sicher, es waren Japaner darunter. Mir blieb also keine Wahl, ich musste die Bedienungsanleitung zu Rate ziehen. Sechzig Seiten allein zum Problem Alarmanlage! Schließlich fand ich die richtige Stelle. Tatsächlich konnte man die „Innenraumüberwachung“ mit einer wüsten Eingabeformel im Fahrzeugterminal einmalig deaktivieren. Was ich dann auch tat. „Herzlichen Glückwunsch“, sagte ich. „Das darfst du jetzt jedes Mal tun, wenn du mit dem Hund unterwegs bist.“ Ich verzichtete auf eine erneute Bestätigung, wie fein der Vierbeiner sei, verschloss den Wagen und lief zu meinem Termin. Hinter mir brandete Applaus auf ...

Wozu, fragte ich mich im Gehen, benötigt ein Auto überhaupt eine Innenraumüberwachung? Eine Alarmanlage mochte vielleicht Sinn machen – sie meldet sich, wenn das Fahrzeug von außen aufgebrochen oder ohne den richtigen Schlüssel gestartet wird. Aber wozu musste der Innenraum eines verschlossenen Fahrzeugs überwacht werden? Hatten die Konstrukteure zu viele amerikanische Krimiserien gesehen und wollten mit dieser Schaltung verhindern, dass sich ein Unbekannter auf dem Discounter-Parkplatz heimlich auf die Rückbank wirft, während ich noch meine Einkäufe einlade, und lauert, bis ich das Fahrzeug beim nächsten Halt wieder verlasse, um sich dann hinters Lenkrad zu schwingen und finster lachend davonzubrausen? Oder hatten die Autokonstrukteure dieses System deshalb eingebaut, weil sie es erfunden hatten und es jetzt dringend installieren wollten? Diese Hypothese schien mir am plausibelsten.

Als ich von meinem Termin zurückkehrte, musste ich feststellen, dass ich mit meiner Deaktivierungseingabe etwas falsch gemacht

hatte. Jedenfalls wurde der Alarm dieses Mal beim Aufschließen des Fahrzeugs ausgelöst, allein mit dem Unterschied, dass er sich nicht mehr abschalten ließ, ganz egal, was man tat. Ich brüllte, ich beruhigte den Hund, ich brüllte wieder, ich stieß Drohungen gegen das sich neu formierende Publikum aus, ich griff zur Bedienungsanleitung. Dort wurde ich belehrt, dass man diese Art von Alarm mit dem kleinen Zusatzschlüssel 46c beenden könne. 46c hängt, überlegte ich, wenn ich ihn nicht weggeschmissen habe, am Ersatzschlüsselbund. Und der wiederum im heimischen Schlüsselkasten, 170 Kilometer weiter östlich.

Eigentlich war ich ziemlich sicher, dass die Sirene nach einigen Minuten die Sinnlosigkeit ihres Tuns einsehen und das schrille Getöse von sich aus einstellen würde. Ebenso würden Warnzeichenanlage und Fernlicht von allein aufhören, im Sekundentakt zu leuchten. Erste Risse bekam diese Überzeugung nach zehn Minuten angespannten Wartens, nach zwanzig wich sie der Gewissheit, dass nur 46c oder Atomwaffen das Drama beenden würden. Eine andere Gewissheit ist mir dagegen an diesem Tag genommen worden: Ich war bis zu diesem Zeitpunkt fest davon überzeugt, dass man binnen weniger Minuten verhaftet wird, wenn man mit einer heulenden Alarmanlage tagsüber durch eine deutsche Innenstadt fährt. Tatsächlich bin ich aber an mehreren Streifenwagen vorbeigefahren, ohne dass Derartiges passierte. An einer roten Ampel zeigte mir ein dönerkauender Beamter, der in einem auf dem Radweg abgestellten Polizeiwagen saß, einen Vogel. Das war alles. Keine Straßensperren, kein Hubschraubereinsatz, keine Fahndungsmeldung im Radio. Dieses drehte ich übrigens auf Maximallautstärke, um die Sirene zu übertönen. Dabei überfuhr ich beim Rechtsabbiegen fast einen

Radfahrer, der meine Warnblinkanlage falsch gedeutet hatte. Der Hund heulte 170 Kilometer lang. Es war zum Verzweifeln. Ruhe kehrte erst mit dem 46c in mein Leben ein.

Ein englischer Franziskanermönch, die Zeitgenossen nannten ihn „Doctor Mirabilis“, sagte bereits im 13. Jahrhundert voraus, dass es irgendwann „Karren“ geben würde, die „die sich bewegen und in Bewegung bleiben, ohne geschoben oder von irgendeinem Tier gezogen zu werden“. Damit hatte er nicht nur in Bezug auf die Möglichkeiten unserer heutigen Autos recht, er hatte auch, ohne es zu ahnen, prophezeit, wie der Volksmund diese Vierräder später nennen würde. Mein Wunderauto zum Beispiel ist inzwischen fast ein Jahr alt, und neulich fragte mich ein Bekannter, wann ich „die alte Karre“ denn endlich verkaufen würde. Angesichts der geschilderten Ereignisse hätte ich schon Lust dazu, aber ich bin sicher, das Folgemodell wird alles nur noch schlimmer machen. Denn was „Doctor Mirabilis“, dessen richtiger Name Roger Bacon lautete und der ungesicherten Quellen zufolge 1214 geboren wurde, nicht überblickt hatte, ist, dass solche Karren – auch ohne Zutun eines etwaigen Tieres – auf freier Strecke stehen bleiben, wenn die Bordelektronik das aus unerfindlichen Gründen für notwendig hält. Und versuchen Sie mal, den Autoschlüssel abzuziehen. Früher war ein Schlüssel nichts anderes als ein Schlüssel. Ein Stück Metall mit Ritzen, einfach und ehrlich. Heute hat er eher die Gestalt amerikanischer Mini-Drohnen, wie sie in Afghanistan eingesetzt werden. Vermutlich hat er auch ein vergleichbares elektronisches Innenleben. Der Autoschlüssel taugt zwar nicht zur Feindesbeobachtung, dafür steht er aber in permanenter Kommunikation mit der Bordelektronik – und das ist mindestens genauso schlimm.

Manche Schlüssel öffnen den Wagen allein durch bloße Anwesenheit. Ist der Schlüssel an Bord, egal ob im Jackett oder in der Handtasche, kann der Wagen ohne jeglichen Schließvorgang gestartet werden. Die Geschichte des amerikanischen Thrillers muss seit dieser technischen Raffinesse in Teilen neu geschrieben werden. Stellen Sie sich doch nur einmal die typische durchnässte blonde Hollywood-Hauptdarstellerin vor: Sie rennt durch den Nebel des Grauens, verfolgt von einem Serienmörder, einem Vampir oder einem Außerirdischen.⁹ Sie stolpert über einen Ast, ihr Knöchel bricht, sie kriecht mit letzter Kraft auf den rettenden Wagen zu – und ... Tja, bislang hätte sie den Schlüssel wahlweise in eine Schlammfütze fallen gelassen, wo sie ihn wegen ihrer zersplitterten Lesebrille nicht gleich gefunden hätte, oder sie hätte ihn gefunden, aber ihre Hand hätte viel zu stark gezittert, um ihn gleich ins Zündschloss zu bekommen. Genug Zeit für ihren Peiniger, sich zähnefletschend oder was auch immer an sie ranzumachen. Zukünftig wird das eine echte Herausforderung für die Drehbuchautoren, Spannung zu erzeugen, denn sobald die Dame jetzt die „Active Zone“ des Fahrzeugs erreicht, geht das alles von selbst, dank der kongenialen Elektronik. Für den weiteren dramatischen Verlauf ihrer Fluchtfahrt ist möglicherweise aber auch gar kein irrer Verfolger mehr notwendig, denn was früher ein gut dargestelltes Monster an Gruselgefühlen auslöste, das schafft mittlerweile auch jeder einfache Bordcomputer.

Verlässt man sich auf seine Schock-Qualitäten, könnte man folgende Szene konstruieren: Durchnässte Blondine ist vollkommen verzweifelt, weil sie nicht in ihr Fahrzeug einsteigen kann. Sie kann, obwohl es für ihr Überleben wichtig wäre, sich nicht hinter das Steuer setzen, denn irgendeine Schaltung hat

⁹ Nicht Zutreffendes bitte streichen.

dafür gesorgt, dass der Fahrersitz sich während ihrer Abwesenheit in die „Grundposition“ geschoben hat. Und „Grundposition“ bedeutet, dass das Sitzoberteil Kontakt mit dem Lenkrad hat und von diesem auch nicht mehr lassen will. Sollte sie nicht von diesem Problem am Wegfahren gehindert werden, gäbe es noch eine weitere Variante: Es gelingt ihr zwar einzusteigen und loszufahren, aber die automatische Abstandswahrung beginnt einen Streit mit der automatischen Motorabschaltung. Diese beiden Systeme widersprechen sich im Grunde nämlich. Die Abstandswahrung ist eine Weiterentwicklung des Tempomaten und misst die Distanz zum vorausfahrenden Fahrzeug. Ihr besonderes Mühen ist es, auch bei Schritttempo oder beim Heranfahen an rote Ampeln das Fahrzeug in Bewegung zu halten – und sei es nur mit 0,08 Stundenkilometern. Die Abschaltung ist aber um das pure Gegenteil bestrebt. Sie will eben abschalten. Motor aus. Ende. Nichts geht mehr. Der Fahrer soll schließlich Benzin sparen. An jeder roten Ampel, an jedem Bahnübergang, an jedem Stoppschild, aber auch an jedem Ruhepunkt beim Stop and Go im Autobahnstau. Das ist wie beim Wasser- und Stromsparen, auch hier wird die Welt immer besser. Bald schon werden die weltweit knapp eine Milliarde Fahrzeuge alle eine solche Sparautomatik haben, und dann geht es richtig voran mit dem Umweltschutz. Und wenn erst einmal sämtliche Chinesen und Inder ein eigenes Auto besitzen und der Fahrzeugbestand global auf zwei oder drei Milliarden angewachsen ist, werden wir dank solcher Erfindungen verstärkt Benzin sparen. Am Ende müssen es die Saudis wahrscheinlich wieder in der Wüste verbuddeln, so sparsam wird das alles noch werden.

Aber zurück zu unserer Hauptdarstellerin. Der Krieg der Systeme könnte am Ende dazu führen, dass ihr Wagen mitten auf einer

dunklen Landstraße abrupt stehen bleibt, weil die beiden elektronischen Gefechtspartner sich nicht einigen können. Der Nebel wabert, die Wölfe heulen – was wird die Verfolgte machen? Richtig: den ADAC rufen. Dann taucht plötzlich ein Gelber Engel auf, also einer dieser Männer, die eigentlich nicht reden. Aber bei der unterstellten herausragenden Optik der Hollywood-Schönheit wird der Mann vielleicht eine Ausnahme machen. Natürlich nur, wenn sie einen Schutzbrief hat. Aber solche Frauen haben immer einen Schutzbrief.

Und manchmal haben ihn auch Männer. Ein Freund von mir blieb neulich auf der Stadtautobahn einer Ruhrgebietsmetropole liegen und rief den ADAC zur Hilfe. Er war so mit seiner Panne beschäftigt, dass er gar nicht sah, wie er direkt vor einer ADAC-Niederlassung liegen geblieben war. Nach mehreren Stunden tauchte dann unvermittelt ein Pannenhelfer auf und meinte, er sei extra aus Karlsruhe herbeigeeilt. Als mein Bekannter, der inzwischen das ADAC-Gebäude in seinem Rücken entdeckt hatte, die Sinnhaftigkeit dieser Aktion in Frage stellte, erklärte ihm der Gelbe Engel verärgert, sein Einsatz werde von einer unfassbar teuren Logistiksoftware gesteuert und die könne sich nicht irren. Vielleicht stimmt die Geschichte aber auch gar nicht, rund ums Auto wird ja gern gelogen, dass sich die Balken biegen. Und in Deutschland den ADAC zu kritisieren, das ist so ähnlich, wie in Teheran vor einer großen Moschee eine Brandrede gegen die Ayatollahs zu halten. Ich habe also nichts gesagt.

Bleibt die Sache mit dem Schlüssel. Mein Wagen hat nur die einfache elektronische Ausführung, keine „Key Zone“, das heißt, man muss die Schlüsseldrohne immer noch in die dafür vorgesehene Öffnung schieben. Das ist nicht das Problem – aber ich verzweifle regelmäßig, wenn ich den Schlüssel wieder

abziehen muss. Dafür ist eine für mich bis heute nicht nachvollziehbare Abfolge von Handlungen notwendig, worin Bremse, Stellung des Automatikgetriebes und eine spezielle Handdrehung verwickelt sind. Ich habe ausgerechnet, dass Dreihoch-sieben-Kombinationen aller Beteiligten denkbar sind, weswegen ich eigentlich glücklich sein kann, dass ich den Schlüssel häufig schon mit dem vierten oder fünften Versuch aus dem Loch bekomme.

Fassen wir bis hierhin zusammen: In der Steinzeit gab es noch keine Autos, nicht einmal das Rad war erfunden. Das soll angeblich erst 4000 v. Chr. passiert sein, wobei das aus heutiger Sicht auch schon ganz schön lange her ist. Bis in die achtziger Jahre hinein war ein Auto eher für Grobmotoriker geeignet, weil es kaum Servolenkungen und Bremskraftverstärker gab. Dafür konnten – oder gerade deshalb – einfach-patente Menschen noch Dinge wie Scheinwerferlampen auswechseln, Keilriemen erneuern oder schlicht mal auf den Anlasser klopfen. Das heutige Fahrzeug hat sich von diesen ordinär-mechanischen Dingen entfernt und wendet sich wichtigeren Fragen wie Einstellungen der Lenkradheizung, Zahl der USB-Anschlüsse und Klangqualität der iPod-Schnittstelle im Autoradio zu.

Diese war bei mir letztens übrigens defekt, ja wirklich! Beim Klavierkonzert Nr. 2 von Johannes Brahms gab es ein unangenehmes Rauschen im Hintergrund, aus diesem Grund musste das Auto sofort in die Werkstatt. Am nächsten Tag, als ich das Gefährt abholen wollte, ging der Werkstattmeister mit mir zum Fahrzeug. Dort warteten schon der ausführende Mechaniker und der zugezogene EDV-Spezialist auf mich. Alle erklärten mir wortreich, man habe den Wagen einem Update unterzogen, es sei jede Menge neuer Software aufgespielt worden, und wenn es jetzt

weiterhin rausche, werde man mein Tablet in einem eigens dafür hergerichteten Akustikstudio überprüfen. Ich sah die Männer an. Niemand von ihnen hatte ölverschmierte Hände, der Mechaniker trug Krawatte, und ich musste unwillkürlich an den schweigenden Mann mit dem Zwölferschlüssel denken, der damals in den Achtzigern meinen Motor in dem Wagen einer französischen Automarke ausgebaut hatte. Ich weiß wirklich nicht, ob wir uns seitdem verbessert haben.

Bei meiner bisherigen Hasstirade bin ich bislang gar nicht groß auf mein Navigationssystem eingegangen, weil ich darüber schon ein anderes Buch geschrieben habe.¹⁰ Einen Punkt möchte ich aber doch noch anführen: Seit Neuestem ist mein Navi ständig betrunken. Es lallt. Aus „Paul-Dietrich-Straße“ macht es „Pauldierichraaaße“ und aus „Ligusterweg“ „Lihuustaweeech“. Unheimlich! Ich habe aber keine Lust, erneut zur Werkstatt zu fahren. Ich befürchte, dass die einen Systempsychologen zuziehen, der mit dem Navigationsgerät über dessen Ängste und Wünsche spricht. Nicht auszumalen.

Aber wahrscheinlich ist das erst der Anfang, ein Experiment mit neuartigen Navigationssystemen. Denn schauen beziehungsweise hören wir uns doch die bestehenden an: Da sagt eine tonlose Frauen- oder Männerstimme so blöde Sachen wie: „In vierhundert Metern im Kreisverkehr die zweite Ausfahrt nehmen.“ Mal ehrlich, liebe Sounddesigner, da geht mehr. Warum kann ein Navigationsgerät nicht wie Angela Merkel klingen: „Ich finde, und das haben wir immer gesagt, dass es bei der nächsten Ausfahrt rechts abgehen sollte, und hier sind wir uns mit unseren europäischen Partnern völlig einig, dieser Weg ist alternativlos.“ Da hat man das gute Gefühl, wirklich auf dem richtigen Weg zu

¹⁰ Wenn möglich bitte wenden. *Erlebnisse eines Autofahrers*. Goldmann-Verlag, München 2010

sein. Das Navi könnte aber auch mit der Stimme von Joachim Gauck formulieren: „Es ist nicht wichtig, ob Sie nach links oder nach rechts abbiegen, wichtig ist, dass Sie die Freiheit haben, zu entscheiden, wohin Sie fahren. In der DDR wurde uns vorgeschrieben, welchen Weg wir zur Arbeit nehmen mussten, und ich schäme mich nicht zu sagen, 1990 habe ich geweint, als ich das erste Mal selbst die Richtung bestimmen durfte und gleich verkehrt herum in eine Einbahnstraße gefahren bin.“ Das ist vielleicht in dem konkreten Moment, wo Sie die Bachstraße 35 in Hodenhagen suchen, nicht so praktisch, aber dafür umso ergreifender, oder?

Gute Navigationsgeräte sind meines Erachtens auch immer noch zu teuer. Der Preis würde jedoch sinken, wenn man ein bisschen Werbung zulassen würde. Was kann es schon schaden, wenn unterwegs auf das eine oder andere Sonderangebot im Discounter hingewiesen wird? Etwa so: „Der Straße für zwei Kilometer folgen. So haben Sie genügend Zeit, um über die Anschaffung eines neuen Gartengrills nachzudenken. Den gibt es bei Penny, jetzt für 19,99 Euro, und wenn Sie in dreihundert Metern halb rechts abbiegen und dann sofort wieder scharf rechts, können Sie noch heute den Grillspaß für die ganze Familie erleben!“ Vielleicht ist das doch keine so gute Idee, denn wenn diese Programmierer erst einmal Blut geleckt haben, koppeln die das Navi möglicherweise mit anderen Bordsystemen. Dann fährt das Auto automatisch den nächsten Lidl an und aktiviert die Wegfahrsperre, bis man das gottverdammte Nackenfleisch zum Aktionspreis von 3,99 Euro das Kilo gekauft hat. Wahrscheinlich schimpft es auch noch, weil man nur eine Packung genommen hat. Im Grunde bräuchte man aber ohnehin einen Lebensnavi, das einem nicht nur im Straßenverkehr, sondern auch im restlichen Leben befiehlt, wo es

lang geht. Obwohl ... Eigentlich gibt es das ja schon, es heißt „Ehefrau“.

Besser zurück zur Autotechnik. War da nicht mal ein System im Gespräch, das den Atem-Alkohol misst, ab 0,3 Promille Belehrungen ausspricht und ab 0,5 Promille einfach die Weiterfahrt blockiert? Und an einer Straßenschilderkennung wird ohnehin gearbeitet. Das wird lustig! Achten Sie mal bei Ihrer nächsten Fahrt durch eine Innenstadt auf alle Verkehrszeichen, und ich meine wirklich ALLE. Und dann versuchen Sie, auch alle zu befolgen. Ich sehe vor mir kilometerlange Schlangen von Fahrzeugen, die sich mit fünf Stundenkilometern durch die Straßen vorwärtsschleppen, während sich die Straßenschilderkennungssoftware an dem ganzen Schilderwald abarbeitet.

Eventuell könnte noch etwas erfunden werden, sodass man nicht mehr selber tanken muss. Wäre doch nett: Während man schläft, fährt das Auto selbstständig die nächste Station an, tankt voll und bringt gleich noch Zigaretten und vor allem Milch mit, natürlich nur in Absprache mit dem Kühlschrank.

8

Ich glaub, mich tritt ´ne App

Tablet-PCs und Smartphones krepeln unser Leben um. Aber sind wir sicher, dass wir das auch wirklich wollen?

Gab es eigentlich ein Leben vor dem iPad? Das fragte ich mich neulich, als ich in einer Konferenz versehentlich aufblickte und in die Runde sah. Der Vortragende haspelte vorne am Beamer eine Präsentation durch, aber keiner von den übrigen einundzwanzig Teilnehmern der Runde schien zuzuhören. Alle wischten und tapsten auf ihren Tablet-PCs herum, unterbrochen nur vom gelegentlichen Summen eines auf Konferenzlautstärke gestellten Smartphones, auf dem man glücklicherweise auch herumwischen und tapsen konnte. Wischen und tapsen wird rückblickend vermutlich als Hauptbeschäftigung der Menschen angesehen, sollten sich zukünftige Historiker mit unserem heutigen Zeitabschnitt befassen. Man wird ähnlich auf diese Epoche zurückblicken, wie wir es heute mit der Steinzeit tun.

„Ist es wirklich wahr“, wird das Zukunftschild den Zukunftspapa fragen, „dass die Menschen damals flache Metalltablets herumtrugen, auf deren Oberfläche bunte Quadrate herumhüpften?“

„Ja, mein Kind“, wird der glatzköpfige Papa, der in einer weißen Uniform steckt (so stelle ich mir die Menschen der Zukunft vor), antworten, „und es waren widerlich verschmierte und unhygienische Glasoberflächen, auf denen die Menschen mit religiöser Inbrunst herumtapsten, um anschließend mit dem

Mittelfinger über diese putzigen Dinger zu wischen und dabei gurrende Freudenlaute auszustoßen.“

„Und warum taten sie das, Papa?“ Das Zukunftschild schaut seinen Zukunftspapa ganz ungläubig an.

„Das ... ähm ... das haben die Wissenschaftler noch nicht herausgefunden, nur dass alle krank davon geworden sind“, stottert der Vater und schlägt dem Kind schnell einen kleinen Ausflug zum Mars vor, um es von dem dummen Thema abzulenken.

Mein Eindruck ist, dass Smartphone und Tablet-PC unseren Arbeits- und sonstigen Alltag vollkommen auf den Kopf gestellt haben. Und da, wo sie es noch nicht geschafft haben, werden sie es bald tun. Früher wurde in Büros gearbeitet, heute sitzen alle zittrig hinter ihren Schreibtischen, auf dem Schoß das iPad, mit dem sie ihre Einträge auf Facebook aktualisieren und auf blöde Kommentare der vermeintlichen Freunde zu ihren verwackelten Urlaubsbildern starren, mit einem Auge auf die Bürotür achtend, ob vielleicht der Chef naht. Da besteht aber kein Grund zur Sorge, denn der hockt ja selbst im Chefsessel und twittert aus allen Rohren.

Alle schleppen also ihre Smartphones und iPads mit sich herum – natürlich nur, um für die Familie erreichbar zu sein. Aber wenn man sie schon dabei hat, kann man sich doch „schnell mal updaten“. Auf Facebook zum Beispiel. Die neuen Geräte können jedoch mehr, sie sind echte Allrounder. Die Software-Programme, die auf diesen verschmutzten Oberflächen aufgerufen werden können, das ist schon revolutionär. Wirklich.

Und jetzt ist Nachdenken angesagt: Eigentlich, davon war man ausgegangen, wird sich keiner über das Thema Software unterhalten, zumindest kein normaler Mensch. Das hatten die

bislang noch nie gemacht! So etwas war bislang ungewaschenen Computernerds vorbehalten, die in schlecht ausgeleuchteten Ecken von IT-Abteilungen oder in abgedunkelten und schrecklich unaufgeräumten Sozialwohnungen hockten und im funzeligen Licht einer nackten Glühbirne auf ihre Computer starrten. Sicher, es gab einige darunter, die saubere, orangefarbene Hemden trugen. Aber was ist geschehen, dass mit einem Mal völlig durchschnittliche Menschen – Sekretärinnen, Hausmeister, Abteilungsleiterinnen, Kindergärtner, Schulpsychologen, ja, sogar Hausfrauen – sich über die Vor- und Nachteile dieser oder jener Software austauschen? Dieses kleine Wunder verdanken wir den Marketingstrategen einer Firma aus Cupertino in Kalifornien. Falls Sie auf der Leitung stehen: Es handelt sich hierbei um ein Softwareunternehmen, das angebissenes Fallobst als Logo verwendet. In diesem Konzern kam man auf den Gedanken, nicht mehr von „Software“ zu sprechen, was an Achselschweiß und dicke Hornbrillen denken ließ, sondern die Anwendungsprogramme einfach mal „Apps“ zu nennen. Das klang hipp, und damit war Software plötzlich so sexy wie neue Schuhe oder Karten für den FC Bayern gegen die Borussia Dortmund. Einfach und genial, diese Idee. Und nun haben wir den Salat.

„Schon gesehen?“, fragte mich ein Arbeitskollege im Konferenzraum.

„Nein“, antwortete ich, ohne von meinem Tablet-PC aufzublicken.

Es war eine Arbeitspause eingelegt worden, und man unterhielt sich über die Neuigkeiten an der Applikationsfront gibt.

Ich will Sie jetzt nicht mit Details langweilen. Es existieren bislang 350 000 Apps – die Zahl wächst täglich –, und beim besten Willen kann ich sie nicht alle aufzählen, nicht einmal eine sinnvolle Auswahl geben. Um ihren rasanten Anstieg zu begreifen, machen

Sie Folgendes: Schauen Sie bitte in dieses Buch, gleich zu Anfang, und nehmen Sie die Zahl, die angibt, welche Auflage Sie gerade lesen; dann multiplizieren Sie diese mit 350 000. Was dabei als Ergebnis herauskommt, stimmt so ungefähr, wenn man sich eine Vorstellung von der Ausbreitung der Apps ein Bild machen will.

So viel lässt sich aber schon jetzt feststellen: Apps erleichtern das Leben. Neulich musste ich gemeinsam mit einem Kollegen etwas aus dem Archiv im Keller holen. Im Fahrstuhl stellte ich mit Befremden fest, dass er sein iPad unterm Arm hatte, wollte er doch darauf keine Minute verzichten (so weit geht es bei mir noch nicht). Doch kaum waren wir in dem fensterlosen Raum angekommen, fiel das Licht aus. Während ich noch unsicher im Dunkeln herumtastete, sagte der Kollege: „Siehst du, gut, dass ich das Pad dabei habe. Ich aktiviere einfach die Taschenlampen-App!“ Doch was geschah: Ein paar Mal flackerte es auf, danach war es genauso finster wie vorher. Den Kollegen, den ich erneut nicht sah, hörte ich nur ständig fluchen. Schließlich wurde es mir zu dumm. Ich verließ den Raum, fuhr zurück in mein Büro und holte die Taschenlampe, die mir neulich ein Vertreter geschenkt hatte. Als ich wieder ins Archiv zurückkehrte, war immer noch alles stockdunkel. Der Kollege hockte, über das iPad gebeugt, auf einer Kiste. „Das muss ich aktualisieren“, erklärte er entschuldigend, „und hier unten ist so schlechter Empfang.“ Ich leuchtete ihm mit meiner Taschenlampe in sein Gesicht, aber er fand das nicht so richtig lustig.

Fanatische Anhänger der neuen Flach-PCs werden mir vorwerfen, ich sei ein Fortschrittsgegner und habe auf Krampf einen Vorfall herausgesucht, nur um zu beweisen, wie unsinnig iPads sind – und natürlich haben sie recht. iPads und ihre kleinen Schwestern, die iPhones, verbessern den Alltag. Wie könnte man heutzutage eine

Überlandfahrt ohne Blitzer-App überstehen? Gerade in strukturschwachen Gebieten haben die überschuldeten Gemeinden und Landkreise ihre letzte Chance entdeckt, doch noch an Geld zu kommen, und alles mit immer heimtückischeren Geschwindigkeitsüberwachungsanlagen zugestraftet. Auf den Abschnitten dazwischen ist die Polizei mit mobilen Radaranlagen unterwegs. Kürzlich, auf dem Weg zwischen Berlin und der polnischen Grenze, bin ich sage und schreibe achtmal an diesen Wegelagerern vorbeigefahren. Und da kommt die App ins Spiel, die Blitzer-App. Sie quietscht und schrillt, wenn man sich so einer Stelle nähert. Die fest installierten Anlagen erkennt sie ohnehin sofort, bei den mobilen bedient sie sich offenbar derselben Quelle wie die „Flitzer-Blitzer“-Dienste der Hörfunksender, also dem Denunziantenheer aus Tausenden von freiwilligen Stau- und Blitziemeldern.

Wie dem auch sei: Ich meine mich zu erinnern, dass es schon vor dem iPad Radarwarner gab, die aber technisch und nicht elektronisch aufspürten, ob da etwas im Straßengraben lauerte. Diese Entdecker-Geräte, die den Eigentümern von Mercedes-S-Klassen und 7er-BMWs vorbehalten waren, sind überdies noch immer strengstens verboten, zumindest ihr Betrieb. Sich eins zu kaufen oder damit zu handeln, ist seltsamerweise erlaubt, zumindest in Deutschland.

Egal. Ein Blitzer-App ist mithin ein guter Beweis für die Alltagstauglichkeit des Pads. Allerdings ist es wie bei Atomwaffen: Der Feind schläft nicht, und demnächst wird auch er Apps haben. Etwa eine Blitz-App. Damit können die Beamten direkt aus dem iPad blitzen (falls es nicht wie bei der Taschenlampe gerade aktualisiert). Da kommt die Blitzer-App natürlich nicht mehr mit. Bis die User die Blitzerstelle gemeldet haben und die Software das

verarbeiten konnte, stehen die Polizisten längst woanders und halten ihren Tablet-PC einfach aus dem Fenster eines Fischtransporters – oder was die zur Tarnung immer so an Fahrzeugen verwenden. Falls das nicht hilft, haben Beamte des Bundessoftwareentwicklungsamts noch eine Falscher-Alarm-App in der Hinterhand parat. Ohnehin wäre sie schon längst im Einsatz, aber dienstrechtliche Fragestellungen und Zuständigkeitsprobleme zwischen den sechzehn Landespolizeibehörden, dem Bundeskriminalamt und dem Verfassungsschutz haben – gottseisgedankt – die Fertigstellung bislang behindert. Werden die Kompetenzstreitigkeiten jedoch überwunden, muss sich die Blitzer-App warm anziehen. Die neue Bundessoftware wird dann im Nanosekundentakt Blitzer-Warnungen ausgeben, mit dem Ergebnis, dass entweder das iPad überlastungsbedingt aussteigt, sobald man die Blitzer-App aktiviert. Oder man wird angesichts von 1987 Warnungen pro Minute vollkommen die Übersicht verlieren und letztes Endes doch geblitzt werden. Oder – aber jetzt wollen wir den Teufel partout nicht an die Wand malen – man wird künftig streng vorschriftsmäßig fahren.

So ein iPad ist wahrlich eine schöne Sache. Viele Dinge muss man nämlich künftig gar nicht mehr selbst machen. Zum Beispiel lästige E-Mails schreiben oder die Ehefrau anrufen und ihr sagen, dass man später kommt, weil im Büro noch etwas auf Facebook zu erledigen ist. Nein, das erledigt alles eine App. Sie denkt sich sogar eigenmächtig Erklärungen und Entschuldigungen aus. Auch kontaktiert sie jene Anlaufstellen, die im Leben so viel Mühsal bedeuten können: Warum eine Rechnung nicht bezahlt wurde, warum Zalando die falschen Schuhe geschickt hat, warum man auf dem Foto nicht die Person ist, für die man ausgegeben wurde, und

so weiter und so weiter. Dennoch empfiehlt es sich, zumindest stichprobenartig zu überprüfen, was das Pad so treibt. Nicht dass Sie Berge von unnützen Bestellungen wieder zurücksenden müssen (andererseits kann Ihnen das ja auch mit Ihrem Kühlschrank passieren). Aber wirklich ernsthafte Gedanken müssen Sie sich darum nicht machen, denn das iPad kann ja ebenso die Rücksendungen übernehmen.

Schwerer wiegt ein anderes Problem: Ihnen ist hoffentlich bewusst, dass die tollen Superfirmen wie Amazon, Facebook, eBay, Apple, Google, Microsoft und wie die alle heißen, Tag und Nacht Ihre persönlichen Daten aufzeichnen, abspeichern und daraus Profile entwickeln, um Ihnen noch mehr sinnlosen Plunder verkaufen zu können. Natürlich bestreiten die Unternehmen das, und es steht Ihnen frei, ihren Erklärungen zu glauben. Aber nehmen wir dennoch mal an, die sogenannten Datenschützer hätten recht und Ihre persönlichen Daten werden tatsächlich gesammelt und missbraucht. Wenn jetzt aber Ihr iPad mehr und mehr persönliche Aufgaben übernimmt, vielleicht sogar in Ihrem Namen verwackelte Urlaubsbilder auf Facebook postet und niedliche Kommentare dazu schreibt, wird dies auch Ihr Profil beeinflussen. Sie werden möglicherweise und ohne dass Sie es wollen, zu einer anderen digitalen Person und bekommen in der Folge die falschen Werbeangebote. Gut, das kann man vielleicht noch verkraften. Aber was, wenn Aktionen Ihres Tablet-PCs auf einmal Ihre Kreditwürdigkeit in Frage stellen? Oder wenn Sie plötzlich nicht mehr in die USA reisen dürfen, weil irgendeine App auf die Idee verfallen ist, allen Leuten auf Ihren verwackelten Urlaubsbildern einen schwarzen Kopfschleier zu malen. Und was sagen Sie einem Personalchef, der Sie beim Bewerbungsgespräch mit „Petri Heil!“ empfängt, weil er Sie aufgrund irgendwelcher

falscher Hinweise für einen Angelfreund hält – dabei können Sie einen Dorsch wahrlich nicht von einem Aal unterscheiden.¹¹ Und geben Sie dann die falsche Antwort, erhalten Sie möglicherweise den Job nicht. Dann heißt es nur noch: Danke, iPad!

Wussten Sie übrigens, dass die meisten Europäer lieber ihren Ehering als ihr Smartphone verlieren würden? Also, sie würden natürlich gern beides behalten, aber wenn sie schon eins abgeben müssten, dann lieber den Ring. Dazu passt auch eine neuartige Krankheit, die Mediziner immer häufiger diagnostizieren: Nomophobie. Nomophobie (No-Mobile-Phone) ist die Angst, keinen Mobilfunkempfang zu haben. Acht von zehn jungen Briten sollen angeblich schon daran leiden, und es gibt noch keine Tabletten dagegen.¹² Wo wir gerade bei Krankheiten sind: Eine Ersthelferin sagte neulich in einem Radiointerview, sie sei so glücklich, dass man jetzt via Smartphone viele nützliche Tipps zur Ersten Hilfe erhalten könne, entweder über Gesundheitsseiten oder mit einer App. Endlich! Denn nichts sei schlimmer, als hilflos neben dem Kranken oder Verunfallten zu stehen und nicht helfen zu können. „Um Gottes willen“, möchte ich da der Dame zurufen. „Es gibt Schlimmeres!“ Im Fall von ahnungslosen Dilettanten, die aufgrund ihres soeben erworbenen „Wissens“ an einem Unfallopfer herummurksen und nicht auf den Fachmann oder die Fachfrau warten. Vielleicht sollte ich mir ein Schild basteln, auf dem steht: „Lieber Ersthelfer, mir geht es gerade schlecht. Bitte rufen Sie einen Arzt – aber lassen Sie bitte Ihr Smartphone aus und tun Sie einfach *nichts!*“

¹¹ Wie Sie an diesem Beispiel unschwer erkennen können, bin ich auch nicht gerade ein Fischfang-Experte.

¹² Nomophobie sollte nicht mit Vibranxiety verwechselt werden. Bei dieser heimtückischen Seuche gehen die Erkrankten an ihr Handy, obwohl es gar nicht geklingelt hat.

Man will sich das alles gar nicht genauer auszumalen. Da liegt ein Mensch in einer Blutlache, der Arm ist halb ab, ein zentimeterdicker Nagel ragt aus seiner Stirn und drum herum stehen irgendwelche Typen, die auf ihren Smartphones herumwischen, vielleicht sogar noch mit Blut an den Fingern.

„Wir sollten den Puls messen, mein iPad kann das“, schreit da plötzlich einer.

„Können wir eine Vergiftung ausschließen?“, will eine Frau wissen.

„Ich nehme mal eine Speichelprobe mit meinem Handy.“

„Ich mache ein Foto und schicke das per SMS an die Universitätsklinik in St. Paul, Minnesota, die sind auf so etwas spezialisiert.“

„Sie wissen doch gar nicht, auf was überhaupt“, kreischt die Frau zurück und zieht an dem Arm des Verwundeten, was der Extremität endgültig den Rest gibt. „Hier steht, man muss abgerissene Extremitäten mit Eisbeuteln kühlen. Hat mal jemand einen zur Hand?“

Die Umstehenden verneinen das, ein Mann bietet lediglich seine Alaska-App an, aber die kühlt irgendwie nicht richtig.

Inzwischen hat sich der Besitzer des App-Pulsmessers nach vorne gedrängelt und drückt sein Tablet auf den Unterarm des Bewusstlosen. „Kein Puls“, brüllt er, bevor ihn einer der Umstehenden darauf aufmerksam macht, dass er an dem abgerissenen Arm misst. Ungläubig schaut der Mann auf den Arm, dann presst er sich das Gerät selbst an die Pulsadern. „Kein Puls“, murmelt er benommen und setzt sich auf den Boden. Die Software ist irgendwie noch „beta“, da sollte er dringend eine Statusmeldung in der zuständigen Community machen, die sich fachkundig mit Pulsmesssoftware beschäftigt. Derweil haben die Umstehenden, die bislang nicht durch Wortmeldungen auffielen,

alles durchgetwittert. Einer von ihnen war immerhin so umsichtig gewesen, auf Facebook einen Notarzt zu verständigen. Der hat blöderweise jedoch nur „gefällt mir“ angeklickt und eine Fotoserie vergleichbarer Fälle gepostet. Das Real Life hat so seine Tücken.

Das bekommen –kleiner Gedankensprung – auch Hobbyköche zu spüren. Es ist ja durchaus anspruchsvoll, ein Gericht wie etwa eine Tomatensuppe zuzubereiten. Glücklicherweise hat der englische Starkoch Jamie Oliver eine Koch-App herausgebracht, mit der wir die Zubereitung von Mahlzeiten künftig beruhigt angehen können. Ein paar Gerichte sind drin gespeichert, die restlichen kann man als Einzel-App nachkaufen. Die Koch-App erklärt jeden Handgriff, was sehr gut ist, denn jetzt wissen wir, dass man für eine Suppe wie die Tomatensuppe zum Beispiel einen Topf braucht. Sicher haben Sie vorher die ganze Pampe einfach auf die Kochplatte geschüttet. Die App stellt auch einen virtuellen Einkaufszettel zusammen: Tomaten, Pfeffer, Salz etc. Mal ehrlich: Da wäre man von selbst doch nie drauf gekommen, oder? Was, zum Teufel, tut man in eine Tomatensuppe? Gurken? Radieschen? Bananen? Oder doch Tomaten? Ohne Smartphone wären wir da aufgeschmissen. Und für alle, die inzwischen ein bisschen Schwierigkeiten haben, selbst einfach abgefasste Texte zu lesen und vor allem zu verstehen, werden sämtliche Kochschritte in Bildern gezeigt. Ja, insofern müsste selbst ein Kulturpessimist wie ich es einer bin, endlich mal einsehen, welcher unbeschreiblichen Nutzen Smartphones und die zugehörige Software entfalten können. Obwohl mir, ehrlich gesagt, ein anderer Gedanke durch den Kopf geht: Zu blöd, zwei Eier in die Pfanne zu kloppen, aber mit Apps herumhantieren ...

Es ist bei den Apps wie bei den Navigationssystemen. Bei Letzterem hatte man einst zumindest eine grobe Ahnung von

geografischen Gegebenheiten. Die Berge? Hm, irgendwo im Süden. Meer? Mehr so im Norden. Inzwischen folgen die meisten nur noch blind den Anweisungen ihres Systems und nehmen es sogar hin, in einem Straßengraben zu verenden, wenn es vom Navi so gewollt wird. Daher nehme ich an, dass es spätestens in ein paar Jahren ganze Software-Cluster, also App-Haufen geben wird, die einen sicher durch den Tag bringen werden. Das Dasein wird ja kaum einfacher.

Stelle ich mir also einen solchen x-beliebigen Tag im Jahr – da will ich mich jetzt besser nicht festlegen – vor, dann könnte er so aussehen: Es ist sieben Uhr, mein Tablet-PC klingelt beziehungsweise spielt einen meiner Lieblingssongs, den er sich aus meinen Social-Media-Profilen herausgesucht hat. Ich bin völlig übermüdet, weil mich das Miststück heute Nacht fünf Mal geweckt hat, unter anderem, weil ich schnarchte (2.45 Uhr) und mein Atemrhythmus nicht ideal war (3.56 Uhr). Während ich mit rot geränderten Augen in die Spiegel-App¹³ schaue, rasselt die Morningshow-App unablässig alle für mich lebenswichtigen Daten herunter: Börsenkurse, Wetteraussichten, Feinstaubwerte, radioaktive Hintergrundstrahlung, Ozon- und Pollenbelastung. Sie liest mir die ersten E-Mails aus dem Büro vor oder die der Kollegen, die gerade aus dem Bett gekrochen sind. Ich habe die Möglichkeit, per Spracheingabe zu antworten oder auch eigene E-Mails zu versenden. Das kann ich aber gleich noch unter der Dusche tun, denke ich, und schalte auf „Traumdeutung“ um. Das kann die neue Traum-App ganz gut, denn sie hat die Nacht über meine Träume gesteuert. Das Programm ist noch nicht ganz

¹³ Gemeint ist hier nicht das Online-Angebot eines Hamburger Nachrichtenmagazins, sondern eine Applikation, die die Oberfläche des Tablet-PCs oder Smartphones verspiegelt, falls man zum Beispiel gerade keinen Schminkspiegel zur Hand hat, oder weil ... Aber es ist völlig kontraproduktiv, über den tieferen Sinn und Zweck von Apps nachzudenken. In einer späteren Version „optimiert“ die Software übrigens auf Wunsch das dumme Gesicht, das einen da morgens anstarrt.

ausgereift, man bemerkt den werblichen Charakter der Sache doch ein bisschen zu sehr. Oder warum habe ich von einem Rasenmäher geträumt? Das Programm jedenfalls behauptet nun hartnäckig, ich müsse meinen Wünschen „mal nachgeben“?

Danach stelle ich mich auf mein iPad, was die App-Waage auslöst. „Sechsendneunzig Kilogramm“, sagt das Gerät tonlos und beginnt, meinen Body-Mass-Index und die Knochen- und Fettzusammensetzung zu analysieren, was mir extrem schlechte Laune bereitet. Das Wiege-Programm funktioniert übrigens nur bis 120 Kilo, danach macht's „knack“ – und Sie können sich nach einem neuen iPad und vielleicht auch nach einem Personal Trainer umsehen.

Nach dem Wiegen und Messen hebe ich das Gerät wieder auf und gebe beiläufig die von mir gewünschten Temperaturwerte für die Dusche ein. Das Pad erinnert mich, dass ich neues Duschgel benötige und öffnet auch sofort den Warenkorb eines entsprechenden Online-Anbieters. Unter der Dusche, mit dem schnöden Rest meines Duschgels eingeschmiert, gebe ich erste E-Mails durch. Es ist schon 7.16 Uhr, man wird in der Abteilung die Nase über mich rümpfen: „Was tut der eigentlich die ganze Nacht? Schlafen, oder was? Na ja, manche haben's halt nicht nötig ...“ Inzwischen hat die Frühstücks-App eine physiologisch perfekte Mahlzeit errechnet und einen Platz in einem Café zwei Straßen weiter reserviert, weil eine Rücksprache mit der Kühlschranks-App ergab, dass die notwendigen Zutaten augenblicklich nur zu sieben Prozent vorhanden sind. Apropos Kühlschranks-App! Das ist eine sehr überzeugende Entwicklung. Sie kann nämlich, neben dem geschilderten Vorzug, feststellen, ob das Licht im Kühlschrank nach Schließen der Tür wirklich aus ist. Aber sagt sie wirklich die Wahrheit? Es bleibt eine Restunsicherheit. Die Kleiderschranks-App

rundet alles ab, sie ist nörgelig, weil sich aus meinen Sachen einfach keine passende Kombination erstellen lässt.

Die ganzen Apps, die ich im Büro für meine Arbeit auf Facebook benötige, lasse ich der Einfachheit halber weg. Interessant ist vielleicht noch die App, die in der Mittagspause alle Vorbeikommenden mit „Mahlzeit!“ anspricht, dann muss ich das nicht mehr selber tun und kann mich mehr auf Facebook und das Beantworten von E-Mails konzentrieren. Das mit den E-Mails ist ja heimtückisch geworden. Da erhalte ich manchmal Nachrichten, die so lauten: „Lieber Kollege, in den Anhängen ist der gesamte Vorgang dokumentiert. Wenn du einverstanden bist, geht das die nächsten zwei Minuten an den Chef raus. LG Manfred.“ Die Anhänge entpuppen sich als siebzehn Dateien mit jeweils Dutzenden von Seiten. In einer dieser Dateien, genauer gesagt in Dokument dreizehn, Seite 25 unten, ist eine Stinkbombe versteckt, für die ich mich später beim Chef verantworten darf (Manfred hatte es mir ja mitgeteilt). Die entsprechende Gegen-App gibt es leider nicht. Noch nicht.

Gegen Schichtende beginnt die Verkehrs-App zu scannen, wo ich vielleicht entlangfahren könnte, um unterwegs in keinem Stau oder in einem nicht zu langen Stau zu stehen. Das Smartphone verbündet sich später mit dem Bordcomputer – und die beiden werden die Sache gewiss schaukeln. Smarty macht mich unterwegs auf das eine oder andere Sonderangebot aufmerksam – beim Gartenbaudiscounter gibt es diese Woche preisgünstige Rasenmäher! –, und mit Blick auf den immer noch unterirdischen Kühlschrankinhalt hat er gleich mal eine Pizza nach Hause bestellt. Der Fahrer steht bei meinem Eintreffen vor der Tür, seine Überwachungs-App hat ihm mitgeteilt, wann ich dort eintreffen werde. Beim Durchkauen des Pizzateigs checke ich erneut E-Mails,

derweil macht der Tablet-PC Vorschläge für die Abendgestaltung. Nachdem ich alle Kinofilme, Fernsehsendungen, Pay-TV-Channels und Online-Spiele abgelehnt habe, wird die Freizeit-App bockig und bucht nach Einsichtnahme in den elektronischen Kalender meiner Partnerin (viertägige Dienstreise nach Ungarn) eigenmächtig ein Date bei einem der Seitensprung-Portale, nicht ohne mir Hinweise zur Körperhygiene und Empfängnisverhütung mit auf den Weg zu geben.

Plötzlich klingelt es an der Tür. Was soll das jetzt?, denke ich, da schrillt auch schon die Wachturm-App los. Vorsichtig luge ich durch den Türspion. Zwei ältere Herren mit Bibel und der Zeitschrift *Erwachtet!* stehen im Flur. Da habe ich aber noch mal Glück gehabt.¹⁴ Bis die wieder von dannen ziehen, spiele ich mit diversen Game-Apps herum und ballere auf Raumschiffe, Moorhühner und Weltraumkraken. Darüber vergesse ich das Date. Es ist an der Zeit, ins Bett zu gehen, jedenfalls ist die Biorhythmus-App seit einer geraumen Weile äußerst nervös. Auf dem iPad schaue ich mir noch die Dr.-Best-App mit der Anleitung zum Zähneputzen an; kreisende Bewegungen werden empfohlen. Danach schließe ich die Dioden für die Traumbeeinflussung an und lege mich hin. Mal sehen, vielleicht träume ich ja heute Nacht von Hackfleisch gemischt zum Aktionspreis ...

¹⁴ In der aufgerüsteten Version der Wachturm-App wird man praktischerweise auch vor Straßenkreuzungen gewarnt, an denen sich mobile Fensterputzer herumtreiben. Außerdem kann man die Software so einstellen, dass Fußgängerzonen mit südamerikanischen Panflötenensembles gemieden werden können.



Lutz Schumacher

Eigentlich wollte ich doch nur einen Toaster

Bin ich zu blöd, oder liegt's an der Technik?

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 192 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-442-31299-3

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2012

»Senk ju vor se Betriebsanleitung!«

Es gab Zeiten, in denen war ein Toaster nichts weiter als ein Toaster. Ein Telefon war zum Telefonieren da, und Kaffee kam aus einer einfachen Filtermaschine – und zwar immer wenn man wollte. Heute ist dank allumfassender Digitalisierung und Technisierung unseres Lebens angeblich alles besser, einfacher und bequemer. Doch sieht man genau hin, muss man feststellen: Nichts funktioniert! Jedenfalls nicht so, wie es der gesunde Menschenverstand erwarten lässt. Denn moderne Technik löst im Grunde nur die Probleme, die sie zuvor selbst verursacht hat. Und so stapeln sich nutzlose Ladekabel und Adapter in unseren Kellern, und im Alltag terrorisieren uns Smartphones, soziale Netzwerke und eigenwillige multifunktionale Küchengeräte. Am Ende bleibt die Frage: War es damals in der Höhle eigentlich wirklich so schlimm?